



PHANTAST



24 - Hoffnung

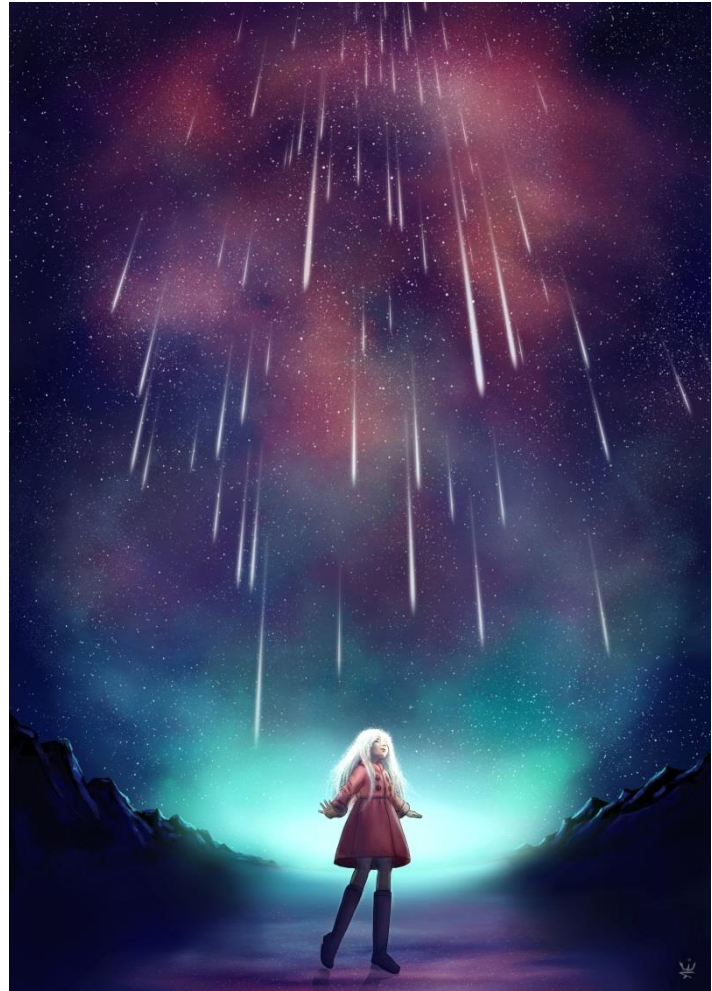
Die Illustratorin dieser Ausgabe: Esther Wagner

Esther Wagner liebt Kunst und gute Geschichten. Als Buchillustratorin führt die Saarländerin diese beiden Leidenschaften zusammen. Sie illustriert quer durch alle Genres, mit einem Schwerpunkt auf Kinderbüchern und Fantasy. Zu ihren Arbeiten gehören Buchcover, Szenenbilder und Charakterdesigns.

Esther Wagner zeichnet und schreibt auch eigene Geschichten: dystopisch bis märchenhaft. Bisher hat sie mehrere Kurzgeschichten in Anthologien veröffentlicht und arbeitet an einem Fantasyroman und einem Kinderbuch.

Instagram: [@kiranadraws](https://www.instagram.com/kiranadraws)

<https://www.kirana.de>



Inhalt

Artikel

Ein bisschen Optimismus – Vorwort von Judith Madera	5
Hoffnungsvolle Entwicklungen in der deutschsprachigen Phantastik – von Thilo Corzilius	9
Punk mit Hoffnung gegen Sozialdarwinismus – von Almut Oetjen	17
Phantastikveränder*innen – von Swantje Niemann	35
Der utopische Geist von <i>Star Trek</i> lebt – in <i>Discovery</i> oder <i>The Orville</i> ? – von Judith Madera	46
The Ones Who Imagine Utopia – von Swantje Niemann	62
Steampunk – mehr als Nostalgie – von Swantje Niemann	71
Hoffnung auf phantastischere Erzählformen – von James A. Sullivan	85
Optimismus unter erschwerten Bedingungen – Fantasyfiguren – von Swantje Niemann	98
Die Eukatastrophe – Was Tolkien uns über das Hoffen lehrt – von Maria Schönberg	103
<i>Sailor Moon</i> und die Macht der Hoffnung – von Judith Madera	114

Rezensionen

<i>Der Kanon mechanischer Seelen</i> , Michael Marrak	13
<i>Die linke Hand der Dunkelheit</i> , Ursula K. Le Guin	30

<i>Zwischen zwei Sternen</i> , Becky Chambers	43
<i>Reiseziel Utopia</i> , Hrsg. Stefan Holzhauer	55
<i>Pazifische Grenze</i> , Kim Stanley Robinson	67
<i>The Midnight Library</i> , Matt Haig	82
<i>Letzten Endes</i> , Ronald F. Currie	95
<i>The Last Campfire</i> , Hello Games	111
<i>Die entsetzliche Angst der Epihanie Schreck</i> , Séverine Gauthier und Clément Lefèvre	120
<i>Herz aus Stein</i> , Séverine Gauthier und Jérémie Almanza	123

Interviews

mit Jeremy Szal zu <i>Stormblood</i>	58
mit Sarah Stoffers zu <i>Berlin – Rostiges Herz</i>	77

Kurzgeschichten

„Mahropa“ von Maike Braun	125
„J.A.N.E.“ von June Is	137
„Der Tod und die Tänzerin“ von Alessandra Reiß	150

Impressum	159
------------------	-----

Ein bisschen Optimismus

Vorwort von Judith Madera

Weltuntergangsstimmung. 2020 ist eine Dystopie und während ich an diesem Vorwort schreibe, frage ich mich: Wie sind wir darauf gekommen, einen PHANTAST zum Thema „Hoffnung“ zu machen, wo wir doch selbst ein ziemlich pessimistischer Haufen sind? Die simple Antwort: Der erste Vorschlag „Seuchen“ hat bei mir unweigerlich Abwehr ausgelöst. Eigentlich ein spannendes Thema, vor allem in der Science Fiction, aber bitte nicht während einer globalen Pandemie. Mancher wird sich fragen, wenn nicht jetzt, wann dann? Ist doch ein guter Zeitpunkt, Aufmerksamkeit gesichert ... aber das Thema begleitet uns gerade jeden verdammten

Tag. Aktuell also kein Bedarf an Büchern oder Filmen über Viren und Co.

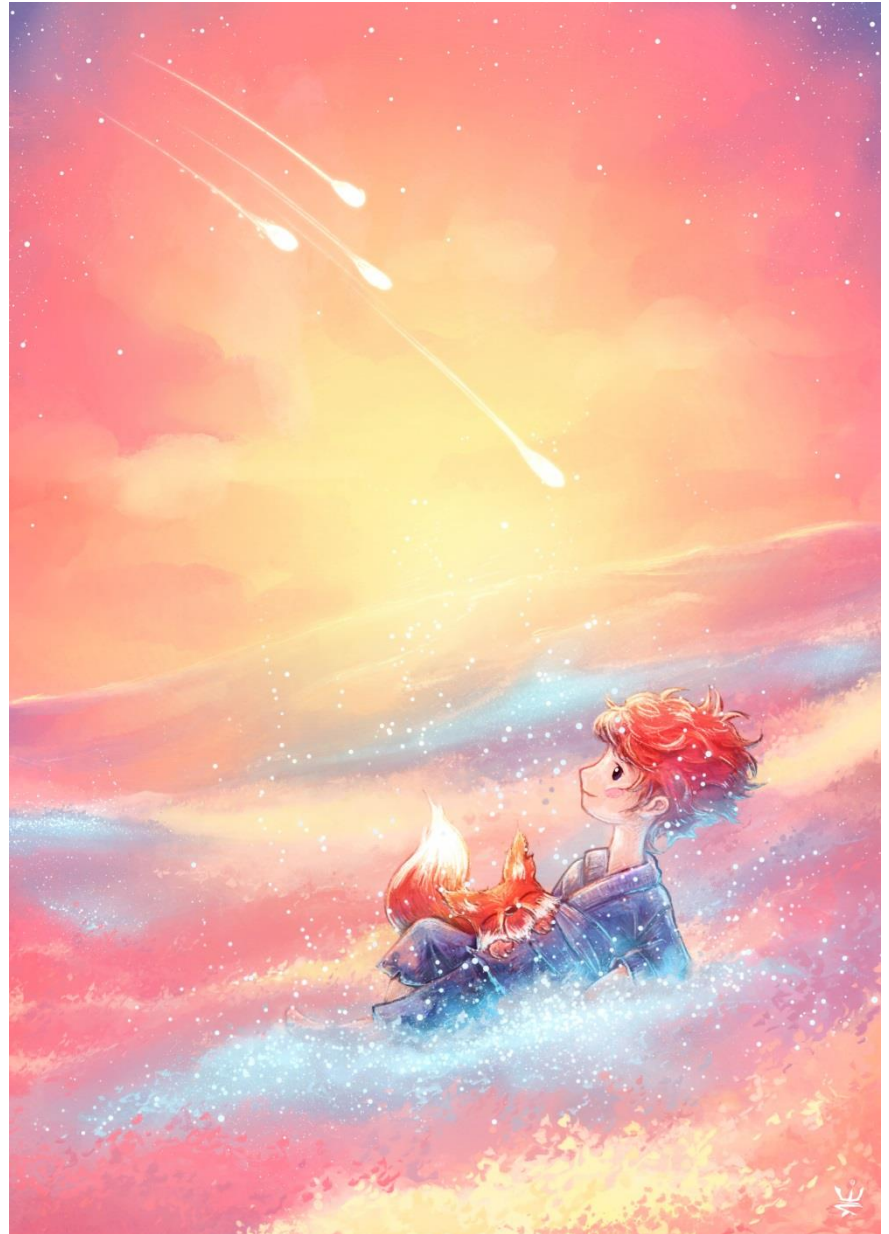
Der PHANTAST ist ein Herzblutprojekt. Wir wollen über Bücher und Autor*innen schreiben, die uns begeistern und mehr Aufmerksamkeit verdienen. Über Themen, die uns am Herzen liegen und zu denen wir auch etwas sagen können. Dieses dystopische Jahr schrie geradezu danach, das von Swantje lange zuvor vorgeschlagene Thema „Hoffnung“ aufzugreifen. Denn genau danach sehnen wir uns – jetzt ganz besonders.

Gerade habe ich einen riesigen Absatz über das geschrieben,

was alles schief läuft und was man verbessern könnte – und habe ihn wieder gelöscht. Zu negativ. Ich versuche es jetzt anders und erzähle euch, was mich dieses Jahr hoffnungsvoll gestimmt hat: 2020 habe ich viele sehr gute Bücher gelesen, ein „Trend“, den ich seit etwa 1-2 Jahren bemerke. Davor herrschte irgendwie Flaute, zwar wurde hier und da ein Juwel angespült, doch ich hatte mehrere Jahre damit zu kämpfen, dass mich immer weniger wirklich begeistert hat. Vielleicht hatte ich auch einfach ein unglückliches Händchen bei der Bücherauswahl. In den letzten zwei Jahren habe ich jedoch öfter Bücher erwischt, die ich innerhalb weniger Tage ver-

schlungen habe und die mich nachhaltig beeindruckt haben. 2020 musste ich schließlich mein Bücherregal umsortieren, weil der Kreis meiner Lieblingsbücher sich so stark vergrößert hat. Wenn das nicht positiv ist?

Anfang Oktober habe ich beim [Vierten Virtuellen Literaturcon](#) reingeschaut, unter anderem bei der Talkrunde zum Thema „Space Opera“, die ich via Twitch verfolgt habe. Die Autor*innenrunde glänzte mit Vielfalt und wenn ich mit „Think Ursula!“ (Frankfurter Buchmesse 2018) vergleiche, wo die Gesprächsführung katastrophal war, hatte ich hier das Gefühl, dass wirklich miteinander gesprochen wurde. Das Zuschauen hat wirklich Spaß gemacht und der Virtuelle Literaturcon hat mir zumindest ein bisschen Confeeling zurückgegeben. Auch der BuchmesseConvent fand online statt und wir haben gesehen, dass Lesungen etc. wunderbar virtuell funktionieren. Das einzi-



ge Manko: Während auf den Cons früher viele Bücher direkt bei den kleinen Verlagen gekauft wurden, müssen Kleinverleger*innen in diesem Jahr um Verkäufe kämpfen. Deshalb schaut doch mal auf die Verlagsseiten, viele haben inzwischen eigene Onlineshops und teilweise bekommt ihr dort auch signierte Bücher!

Das Onlineprogramm der Frankfurter Buchmesse 2020 war leider recht unübersichtlich. Zu lange wurde an der Idee einer Präsenzmesse festgehalten, obwohl die meisten Verlage schon abge sagt hatten. Ergebnis: Jeder hat sein eigenes Ding gemacht und die Leser*innen wussten teilweise gar nicht, wer was macht und wo man wann zuschauen kann. Auch die „Signals of Hope“ gingen unter, man hat schlicht zu wenig Werbung dafür gemacht. Dabei war gerade dieser Programmpunkt besonders spannend; erwähnt sei hier der Hopepunk-Podcast mit Donnie

O’Sullivan, Judith C. Vogt und James A. Sullivan. Falls ihr ihn verpasst habt, könnt ihr [HIER](#) immer noch zuhören.

Auch wenn wir gerade in einer Dystopie leben und die Gesellschaft eine Rolle rückwärts zu machen scheint, sieht man doch überall auch Menschen, die sich für mehr Miteinander einsetzen, die sich gegenseitig ermutigen, kreativ sind und für ihre Ideen und Ideale eintreten. Bei uns waren es vor allem Swantje und Almut, die diesem PHANTAST eine Richtung gegeben haben. Trotzdem wurde die Entstehung dieser Ausgabe von diversen Rückschlägen begleitet und einige geplante Artikel sind geplatzt. Keine Zeit. Keine Ideen zum Thema Hoffnung.

Doch dann haben sich neue Türen geöffnet. Nachdem ich im September ein Interview mit Thilo Corzilius geführt habe, habe ich ihn spontan gefragt, ob er etwas Hoffnungsvolles für uns schreiben würde – und er hat

sofort zugesagt. James A. Sullivan hat mich mit einer Erweiterung seines Artikel zu progressiver Phantastik überrascht, in dem er die Formseite der Phantastik betrachtet. Maria Schönberg widmet sich Tolkiens Eukatastrophe und Eva Bergschneider hat sich *Die linke Hand der Dunkelheit* von Ursula K. Le Guin im Hinblick auf Genderfragen angeschaut.

Wo wir beim Gendern sind: Ich stelle unseren Redakteur*innen frei, ob sie das Gendersternchen nutzen wollen oder nicht (teilweise wurden auch andere Zeichen wie der Doppelpunkt genutzt, doch für die Einheitlichkeit haben wir uns für das Sternchen entschieden). Persönlich habe ich mich lange schwer damit getan, weil ich es als unständig empfand. Doch man gewöhnt sich daran und ein Gendersternchen zu setzen ist ein wirklich kleiner Aufwand dafür, all unsere Leser*innen anzusprechen. Insbesondere in

einem PHANTAST mit dem Thema „Hoffnung“, zu dem für uns vor allem Diversity gehört.

Auf der Suche nach einer passenden Kurzgeschichte habe ich dieses Mal ein Experiment gewagt und einen Tweet abgesetzt, der auf mehr Resonanz als erwartet stieß. Wir hatten dann tatsächlich eine größere Auswahl, sodass ihr dieses Mal drei Geschichten lesen könnt und zwar von Alessandra Reß, Maike Braun und Junes Is.

Eigentlich hätte ich gerne mit Theresa Hannig über ihre geplante Utopie gesprochen, doch

bis zum Erscheinen dauert es noch so lange, dass sie da leider noch nichts verraten darf. Stattdessen führte Swantje Interviews mit Sarah Stoffers und Jeremy Szal über ihre Bücher *Berlin – Rostiges Herz* und *Stormblood*.

Natürlich gibt es auch wieder einige Rezensionen zum Thema, überwiegend Romane, aber auch wieder zwei Comics und mit *The Last Campfire* ein Videospiel, welches ich euch jetzt schon mal ans Herz legen möchte.

Ich hoffe, wir können mit dieser Ausgabe zumindest ein bisschen Optimismus verbreiten und dass

der eine oder andere spannende Lese- oder Serientipp für euch dabei ist.

Viel Spaß beim Lesen wünscht

- Judith

P.S.: Falls ihr Fehler in diesem Vorwort findet, ist das allein meine Schuld, weil ich es mal wieder als letztes eingefügt habe, nachdem mehrere Leute über die fertige Ausgabe drübergeschaut haben ;) ... an dieser Stelle ein großes Dankeschön an alle, die sich vorab die Mühe gemacht haben!

Hoffnungsvolle Entwicklungen in der deutschsprachigen Phantastik

Ein Artikel von Thilo Corzilius

Ob sich die Phantastik in den letzten Jahren abgenutzt habe? Ob die Phantastikregale in den Buchhandlungen nicht zu langweilig geworden seien? Ob es zu wenig frische Ideen gebe zuletzt? Wann es denn den nächsten großen Trend in der Phantastik geben werde?

Ich wurde zuletzt viele solche Dinge gefragt. Oft entweder mit einem Unterton der Resignation – oder aber in der Annahme, dass auf ein Tief schon irgendwann wieder ein Hoch folgen werde.

Ich bin überzeugt, einen neuen Boom in der deutschsprachigen

Phantastik wird es nicht geben. Zumindest nicht in der Form, wie wir ihn im Jahrzehnt nach den *Herr der Ringe*-Verfilmungen erlebt haben. Das ist aber in meinen Augen nichts Schlechtes, sondern darin liegt Hoffnung.

Noch einmal derselbe Boom, das würde ja Folgendes bedeuten: Irgendein mediales Fantasyphänomen würde die Verlage dazu verführen, haufenweise deutschsprachige phantastische Romane einzukaufen (diese sind viel günstiger als die Lizenzen und Übersetzungen für ihre englischsprachigen Pendanten). Es würde eine große Zahl neuer deutschsprachiger Midlist-Autor*innen

geben. Diese würden ein paar Jahre für noch halbwegs okaye Honorare fleißig Mehr-vom-Selben produzieren. Es würde eine neue Schicht Leser*innen erschlossen werden, die Phantastik zuvor nicht wahrgenommen oder sogar darauf hinabgeschaut haben.

Und irgendwann wären wieder alle satt. Debüt-Autor*innen würden seltener und seltener – und auch die Reihen etablierter Größen würde sich wieder lichten, die letzten in ein paar Jahren in den Ruhestand gehen. Und die eingangs erwähnten Fragen würden wieder öfter gestellt werden. Es wäre ein Kreislauf.

Das wird aber nicht passieren. Und auf eine exakte Wiederholung zu hoffen hat in keinem Bereich des menschlichen Lebens je zu etwas Wertvollem geführt. Es gibt kein verstecktes Publikum von eigentlichen Phantastikleser*innen mehr, das es zu erschließen gäbe. Phantastik ist in Form bombastischer Kinofilme und Serien mitten in der Gesellschaft angekommen und hat sich dort festgesetzt.

Alle althergebrachten Tropes, Settings und Wendungen sind bereits ein paar Dutzend Male erzählt worden. Damit ist nicht mehr viel zu gewinnen. Deswegen werden auch die Phantastikprogramme der großen Verlage in absehbarer Zeit nicht mehr wachsen. Deswegen wird man weniger phantastische deutschsprachige Autor*innen in Publikumsverlagen veröffentlichen. Und deswegen wird man mehr und mehr die sichere Bank suchen und Lizenzen von Titeln kaufen, die sich im englischsprachigen Markt bewährt haben.

Der Boom der Nach-Herr-der-Ringe-Jahre kommt in der Form nicht wieder. Die Regale werden nicht mehr über Nacht voll von deutschsprachigen Autor*innen sein.

Das ist aber nicht schlimm. Sondern genau darin liegt die Chance und die große Hoffnung der deutschsprachigen Phantastik: Sie kann sich endlich frei bewegen. Sie muss dem englischsprachigen Vorbild nicht mehr nach-

eifern. Sie muss nicht weiter *mehr vom Selben, bloß auf Deutsch* produzieren. Sie muss nicht mehr in vorgefertigte Rahmen passen, weil bereits jeder genug zuhause hat, das in einer solchen Passform geboren wurde. Endlich kann sich die deutschsprachige Phantastik eigenständig entwickeln; Blüten treiben, die man zuvor abgeschnitten hätte; Wurzeln schlagen, wo zuvor alles zubetoniert war.

Die deutschsprachige Phantastik kann sich selbst updaten, auf ein neues Level springen, eigenständig und stimmungsgewaltig werden. Und das tut sie auch fleißig.

Von einer breiteren Öffentlichkeit ist das jedoch aktuell noch unbemerkt. Da wird lediglich wahrgenommen, dass die Regale in den Buchhandlungen weniger deutschsprachige Autor*innen aufweisen, gleichförmiger wirken und eintöniger bestückt werden.



Das ist aber nur selbstverständlich. Denn Autor*innen, die unsere gesellschaftlichen Problematiken in ihren Werken aufgreifen und sie kunstvoll zu phantastischen Geschichten komponieren, werden aktuell vor allem von kleineren Verlagen verlegt – oder via Selfpublishing selbst herausgebracht. Weit weg von Werbetafeln und Programmslots der Publikumsverlage. Aber von einer progressiven Qualität, die sich in den großen Verlagshäusern nur selten findet. Autor*innen wie Elea Brandt, Annette Juretzki, Alessandra Reiß oder Sabrina Železný stellen das eindrucksvoll unter Beweis. (Diese Namen stehen hier, um nur ein paar Beispiele zu nennen – gehen Sie bitte auf die Suche nach mehr!)

Hier, in den Programmen der Klein- und Kleinstverlage, finden momentan die Themen unserer Zeit statt: das Ringen um eine inklusive, gerechte und gleichzeitig schöne und poetische

Sprache. Das Problematisieren von Gleichförmigkeit und das Hervorheben von Diversität. Das Sichtbar-Machen und Sichtbar-Werden von Minderheiten. Die Überwindung privilegierter Gruppen und Positionen als unumstößliche Basis für eine Geschichte. Das Fokussieren auf Nachhaltigkeit. Weltenbau wird mehr als bloß die Bühne für altbekannte Bilder, sondern macht sich zu eigen, was die Menschen bewegt – und das ist viel mehr, facettenreicher und tiefgreifender, als uns die Bücher privilegierter Menschen jahrzehntelang weisgemacht haben.

Hier lebt die Phantastik. Und sie atmet heftiger und wilder als je zuvor. Nicht erdrückt von irgendwelchen postulierten Trends aus Übersee.

Vor zehn oder fünfzehn Jahren haben sich (abseits von Spezialinteressen) in der Landschaft der kleineren Verlage vielfach Autor*innen gefunden, die es ein-

fach nicht zu großen Verlagshäusern geschafft haben. Heute transformiert sich diese Landschaft kleinerer Verlage zu etwas Eigenständigem. Sie versucht nicht mehr, bloß eine Kopie der Publikumsverlage in kleinerem Maßstab zu sein. Hier haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten mehr und mehr ganz eigene hörens-, nein, lesenswerte Stimmen geformt und zu Wort gemeldet. Und vereinzelt finden sich diese Stimmen auch in den Programmen der großen Verlage wieder. Selten noch, lediglich hin und wieder, aber die Frequenz wird höher.

Last but not least ist die Vernetzung aller Phantastikliebenden Teil dieses großen Updates, das die deutschsprachige Phantastik aktuell durchlebt. Internet und soziale Netzwerke fördern den Austausch aller, die Phantastik lieben, und sie machen diesen Austausch aktueller und schneller als je zuvor. In Zeiten von COVID-19 vielleicht noch einmal

mehr, da der Austausch von Angesicht zu Angesicht nahezu völlig wegfällt.

Vernetzung macht uns besser. Sie hilft Schreibenden, motivierter zu bleiben, weil die Menschen, die dieselben Probleme, Zweifel und Schwierigkeiten haben, nicht mehr unendlich weit voneinander entfernt sind, sondern jeden Tag nur ein paar Klicks entfernt. Vernetzung ermöglicht uns, jeden Tag voneinander zu lernen und besser hinzuhören – egal, ob wir Geschichten konsumieren oder sie erschaffen. Vernetzung lässt die Themen und Probleme unserer Zeit präsenter werden und sie in die Phantastik einfließen, denn sie sind nicht mehr weit entfernt hinter einem Zeitungsartikel, verfasst von Unbekannten in der Vorwoche – sondern sie betreffen

diejenigen, die ich wertschätze, und somit auch mich direkt. Und was mich selbst betrifft, das betrifft auch die Geschichten, die durch meine Hand entstehen.

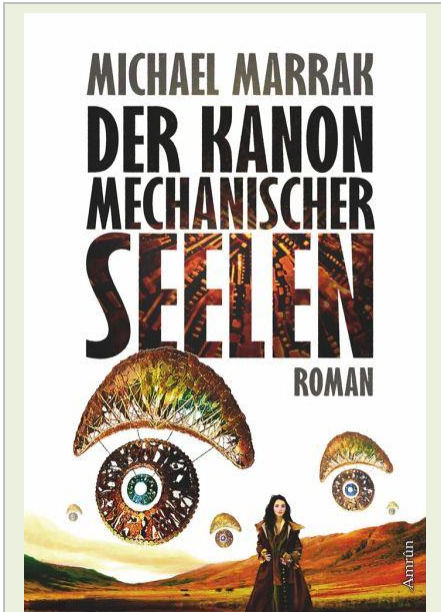
Vernetzung stiftet Gemeinschaft. Und die Phantastikliebenden empfinden sich oft als Teil einer größeren Gemeinschaft. Üblicherweise nimmt man sich nichts weg, sondern gönnt einander jeden Erfolg. Das nehme ich in anderen Genres viel kleinteiliger, viel konkurrenzbelasteter und weitaus weniger freundschaftlich wahr. Man verreißt einander nicht, man hackt nicht aufeinander ein. Sicher, man trägt Konflikte über unterschiedliche Einstellungen zu manchem Thema aus. Aber man wächst auf diese Weise auch aneinander. Das, was im Althergebrachten verhaftet

ist, wird leiser, weil alle wahrnehmen, dass Progress kein Feind ist, sondern immer eine Chance. Verglichen mit anderen Szenen gönnt man sich gegenseitig Erfolg und Anerkennung und drückt sich alle vorhandenen Daumen.

Stetige Entwicklungen, Infragestellungen des Bestehenden, Neuerfindungen des Genres – all das drängt nach vorne und macht Mut.

Und einander das Gute gönnen – möglicherweise gibt es kein tiefergehendes Zeichen von Hoffnung.

[Interview mit Thilo Corzilius \(2020\)](#)



Autor: Michael Marrak
Cover und Illustrationen: Michael Marrak
Verlag: Amrûn (2017)
Genre: Science Fiction / Fantasy

Gebundene Ausgabe
725 Seiten, 24,90 EUR
ISBN: 978-3958692572

Der Kanon mechanischer Seelen

Eine Rezension von Ralf Steinberg

Die Editionsgeschichte des *Kanon mechanischer Seelen* von Michael Marrak beginnt mit der Erzählung *Zuhause, so fern ...* für die Jubiläumsausgabe 50 des *Readers Digest Jugendbuch* im Jahre 2011. Sie erlebte in überarbeiteter Fassung eine Wiedergeburt in *Nova 20* bereits unter dem Titel *Der Kanon mechanischer Seelen*. Es folgten weitere Erzählungen in *Nova 21, 22* und *23*.

Sie alle bilden die Grundlage des Romans, wurden zum Teil aber massiv verändert. Der weitaus größte Teil des 725 Seiten starken Romans ist jedoch völlig neu und dürfte selbst jene überraschen, die alle vier *Nova*-Erzählungen kennen.

Im Zentrum der Geschichte steht Ninive. Sie lebt in einem Hügelland im Schatten einer vier Kilometer hohen Mauer und fühlt sich für das Land verantwortlich. Seit Jahrhunderten durchstreift sie es und widmet sich den Hinterlassenschaften untergegangener Zeitalter, die im Schlamm oder in Erdhügeln verborgen, Geschichten erzählen können. Denn Ninive ist eine Wandlerin. Sie kann mit der Hand Dinge beseelen. Die Gegenstände erwachen zu einer Art Leben, können reden, fühlen, denken – in eingeschränktem Umfang.

So erfährt Ninive viel über die Vergangenheit. Meist entseelt sie die Dinge wieder, doch einige

lässt sie beseelt. Einige sogar leben in ihrem Haus. Etwa der Ofen Guss, die Stehlampe Luxa oder die Standuhr Clogger. Eine kleine gemütliche Welt.

Doch alles ändert sich, als ein riesiges beseeltes Schrottdingens durch die Hügel pflügt. Dann taucht auch noch der mysteriöse Cutter auf, und aus der fernen Mecha-Stadt wird der Wandler Aris entsandt, einer uralten Spur auf die andere Seite der Mauer zu folgen. Plötzlich befindet sich Ninive mitten in einer weltumspannenden Mission ...

Auf dem Buchrücken wird *Der Kanon mechanischer Seelen* als „Hommage an Stanislaw Lems *Kyberjade* und seine Robotermärchen, an Miyazaki-Trickfilme wie *Chihiros Reise ins Zauberland* und *Das wandelnde Schloss*, an Michael Moorcocks *Am Ende der Zeit*, garniert mit einem Schuss *Alice hinter den Spiegeln*“ bezeichnet, und das sind nur einige der Genre-Verzahnungen mit denen uns



Michael Marrak beglückt. In erster Linie ist *Der Kanon mechanischer Seelen* eine überbordende phantastische Geschichte mit skurrilen Figuren in einer sehr fernen und exotischen Zukunft. Auch wenn das eher typische Ziel der Vermeidung eines Weltunterganges den Plot im Fluss hält, ist der Weg dorthin so steinig wie abwechslungsreich.

Sammeln sich zunächst beim Lesen etliche Fragen zu bestimmten Prämissen der Handlung an, etwa wie das mit dem Beseelen funktioniert, warum die wenigen Menschen unsterblich sind oder warum der leibhaftige Tod umherwandelt und eher Leben rettet als nimmt, beginnt man mit fortschreitender Lektüre nicht nur immer intensiver in dieser Welt zu leben und ihre Besonderheiten zu akzeptieren, die Fragen werden tatsächlich sogar beantwortet.

Michael Marrak hat sich einige kauzige Figuren ausgedacht, die

durch ihre kleinen Spezialitäten dafür sorgen, dass nie Langeweile aufkommt. Die Heldengruppe besteht neben Ninive, Aris und Cutter zudem noch aus zwei Titelbildfiguren beseelter Folianten, einem Unterseeboot, einer Taucherrüstung, einem wütenden Fluss und einem verrückten mechanischen Wissenschaftler. Sie alle tragen auf irgendeine Weise zum Finale bei und ergeben in Summe eines der absonderlichsten Ensembles der Phantastik.

Ninive ist eigentlich eine uralte Frau, doch stets voller Neugier und mit einem weiten Herzen ausgestattet. Sie liebt ihre Welt über alles. Meist nimmt sie sich, was sie will, und schätzt ihre Unabhängigkeit über alles. Doch wenn sie helfen kann, tut sie es bis zur Selbstaufgabe.

Cutter als personifizierter Tod spielt die Rolle eines alles wissenden und nichts verratenden Mentors, der mit Deus-ex-

machina-Momenten hantiert und stets für einen Gag gut ist. Doch seine Figur wird durch die Verharmlosung mittels Humor zu einem Schlüsselcharakter, bündelt sich in ihm doch die lockere Erzählweise zu einem beständigen Augenzwinkern.

Auf eine ganz andere Weise schräg ist der irgendwie unseriöse Monozyklop Coen Sloterdike. Durch Zeitexperimente an seine Laborklosterfestung gefesselt, liefert er zwar diverse Lösungsmöglichkeiten für die anfallenden Probleme der Weltenrettung, ist aber auch ein Symbol für genau diese Welt. Als ein mechanisches Urmonster, ein Fossil eines untergegangenen Zeitalters, sucht auch er letztlich in ihr nach einem Platz.

Auch wenn es so klingt, als überwöge der Fantasy-Anteil, entwickelt sich der Roman mit jedem Bruchstück, das wir mehr über die Hintergründe erfahren, immer weiter in Richtung Uto-

pie. Zwar verwendet Michael Marrak so genreberühmte Topoi wie Orb oder Flux, seine Ideen zu Wahrscheinlichkeiten von Zukünften und Auswirkungen kosmischer Ereignisse beweisen jedoch Hard-SF-Ambitionen. Zu den charmantesten Wendungen des Romans gehört sicher, wie Cutter den Zwang für eine Zukunftsentscheidung delegiert und dabei Raum für drei sehr kuriose Reisen in die Zukunft öffnet.

Am Ende der phantastischen Reise möchte man die liebge-
wonnene Welt mit ihren schil-

lernden Figuren gar nicht verlas-
sen. Die großen Fragen sind be-
antwortet, Wunder offenbart
und alles erzählt. Doch dieses
Alles gehört zu den farbenprächtig-
sten Science-Fiction-Universen
der letzten Jahre. Mit dieser un-
bändigen Fantasie darf uns Mi-
chael Marrak gern noch öfter
verzaubern.

Und er nutzt dafür auch seine
zeichnerischen Talente. Nicht
nur das Cover stammt von ihm
selbst, auch die Innenillustratio-
nen entstanden passend zum
Roman. Eine perfekte Kombina-
tion.

Fazit

Mit *Der Kanon mechanischer Seelen* liefert Michael Marrak den bishe-
rigen Höhepunkt seines Schaf-
fens. Das phantastische Aben-
teuer lebt von einem exotischen
Setting, liebevoll chaotischen
Figuren und einer überquellen-
den Fantasie, deren Wurzeln fest
im Genre stecken und weder die
Heroen der Gattung noch sich
selbst ganz ernst nehmen.

[Rezension zu *Die Reise zum
Mittelpunkt der Zeit*](#)

Punk mit Hoffnung gegen Sozialdarwinismus

Ein Artikel von Almut Oetjen

Im Jahr 2017 begann die Autorin Alexandra Rowland eine Diskussion, die den von ihr vorgestellten Begriff Hopepunk zum Inhalt hat. Es geht dabei um die Fragen, was Hopepunk inhaltlich ist oder sein könnte, ob es formal um ein (Sub-)Genre geht, einen Versuch, eine profitable Marktnische zu schaffen, einen Trend, eine politische Bewegung. Dieser Beitrag setzt sich auf persönliche Weise mit Aspekten der Thematik auseinander. Warum, wird im Verlauf klar.

Die Autorin und US-Amerikanerin Alexandra Rowland postete 2017 auf tumblr das Statement: „*The opposite of grimdark is hopepunk. Pass it on.*“ Der

erste Eindruck: Rowland begreift Hopepunk als direkte Reaktion auf Grimdark.

Grimdark fasst begrifflich eine Tendenz in der Popkultur, die die Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, denkbar negativ durch die Ausrichtung auf Nihilismus und Gewalt beantwortet. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis jeder Mensch seine Monstrosität auslebt. Als in der Diskussion wiederkehrendes Beispiel für Grimdark wird die TV-Serie *A Game of Thrones*, alternativ die dieser zugrunde liegende Romanserie *A Song of Ice and Fire* (dt. *Das Lied von Eis und Feuer* und *Game of Thrones*) von George R. R. Martin genannt. *A Game of*

Thrones illustriert auch sehr schön den Kern von Grimdark: Menschen werden auf unangenehme und teils furchterregende Weise mit ihrer Sterblichkeit konfrontiert.

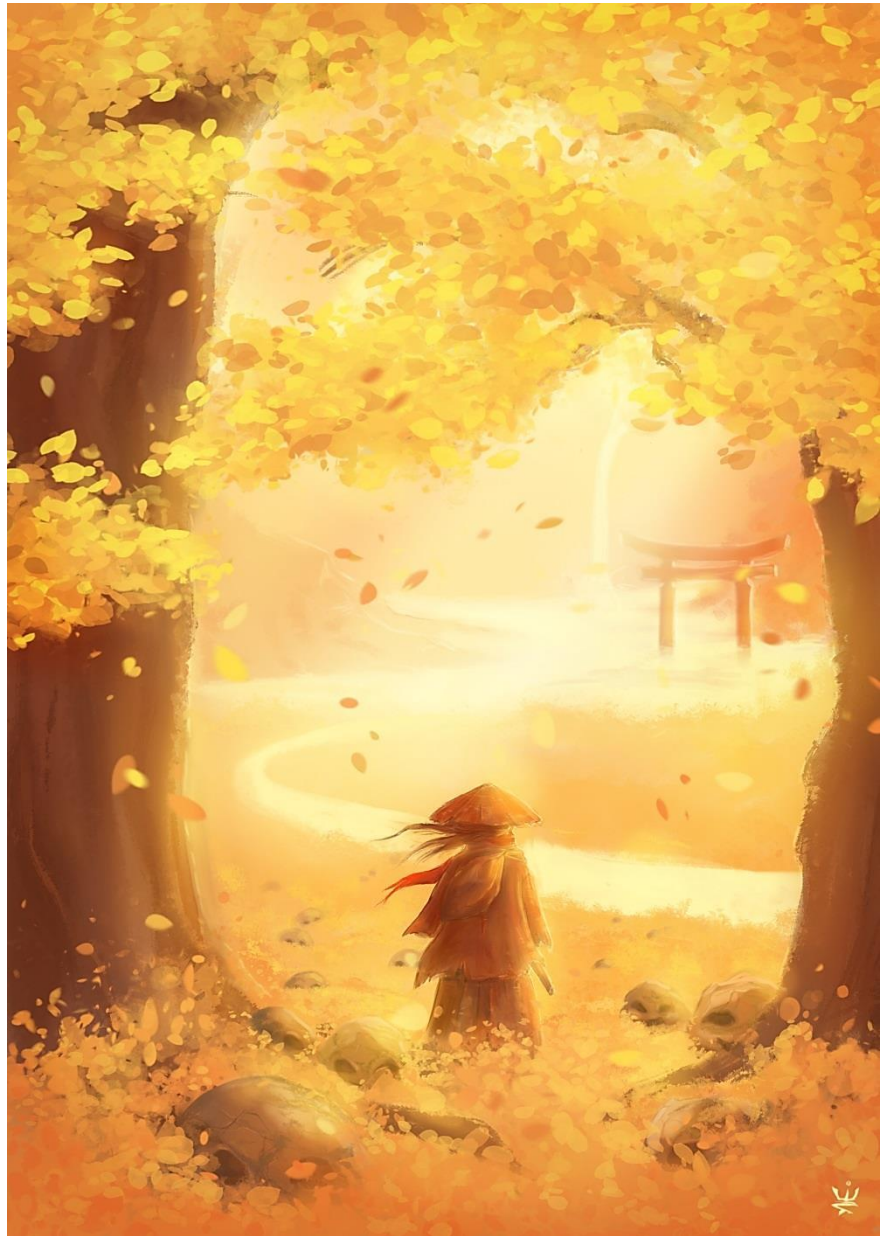
Rowland stört die einseitige Perspektive auf die menschliche Natur. Menschen verfügen über die Fähigkeit, sich für das Gute oder das Böse zu entscheiden.

Grimdark versus Hopepunk – eine bipolare Beziehung

Das Gegenteil von Grimdark ist nicht-Grimdark, ein mutmaßlich äußerst weites Feld. Wenn Rowland Hopepunk als Gegenteil von Grimdark definiert, dann ist Hopepunk also nicht-Grimdark.

Ist das hilfreich? Einerseits leitet sich die Begriffsbestimmung ab aus der Definition von Grimdark und deren Negation, wodurch sie indirekt und eng erfolgt. Andererseits ergeben sich keine Möglichkeiten, Hopepunk darüber hinaus zu fassen, es sei denn, alles ist möglich, solange es nicht Grimdark ist. Das wäre wiederum die Welt minus Grimdark.

In der Welt von Grimdark hat es keinen Sinn, gut zu sein, weil man dadurch nur verlieren kann. Man muss sich auf die Ebene der Bösen begeben und ihnen mit deren Waffen begegnen, wenn man überleben will. Diese Sicht ist alles andere als neu. Sie ist konstitutiv für den Kriminalroman, der als *hardboiled* beschrieben ist, mit Namen wie Dashiell Hammett verbunden ist und bereits in den 1930er Jahren desillusionierte und zynische Detektive in einer illusionsfreien und zynischen Welt ihrem Job nachgehen ließ. Sie findet sich auch in



den Verfilmungen dieser Romane, ebenso in gutteils daraus abgeleiteten Filmen anderer Genres, wie dem Italowestern, in dem der Gute oft genug ein mieser Typ ist und nur gut wirkt, weil die Bösen noch viel mieser sind.

Es gibt einen Italo-Western von Sergio Leone, dessen Originaltitel *Il buono, il brutto, il cattivo* in der englischen Fassung *The Good, the Bad, and the Ugly* heißt, in der deutschen *Zwei glorreiche Halunken*. Verändern wir den Originaltitel ein klein wenig und machen daraus: Die Guten, die Bösen und die Gleichgültigen. Schon haben wir einen Bezug zum heute weit verbreiteten Werte-Nihilismus.

Und dieser ist der Ausgangspunkt der Überlegungen Rowlands, die Trump als Faschisten bezeichnet und die Metallkäfige für Migrantenkinder, die auf seine Anordnung von den Eltern getrennt werden, als Lager: „*There is a need for hopepunk be-*

cause our president is a fascist. Because there are children dying in concentration camps within our borders.“ (Rowland, 2019) Mit der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten haben die USA eine dystopische Qualität entwickelt.

Es geht für Rowland nicht um die Frage, ob das berühmte Wasserglas halbleer oder halbvoll ist, sondern um die Feststellung, dass noch Wasser im Glas ist und es sich lohnt, dafür zu kämpfen. In einer Welt im Niedergang sei immer auch Hoffnung möglich und Nächstenliebe ein Akt der Rebellion, der radikal sein soll, optimistisch und freundlich. Im Normalfall bedeutet dies nicht nur den Kampf gegen das Böse, sondern zuerst einmal und vor allem gegen sich selbst.

Hoffnung auf den besseren Menschen. Kaum ein kulturelles Werk ging dabei so weit wie *Star Trek: Das nächste Jahrhundert*. Aber die Serie kam gegen die Natur des Menschen nicht an.

Die Reaktion darauf war *Star Trek: Deep Space Nine*.

Bei radikaler Freundlichkeit könnte man von Blauäugigkeit sprechen, davon dass ich, wenn ich dem Wolf mit Empathie gegenüber trete, von diesem als Schaf interpretiert werde. Aber ist das nicht der Zynismus, der den grimdarken Dystopien innewohnt?

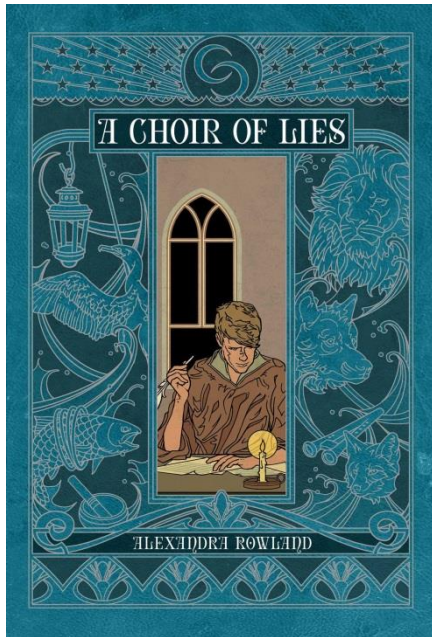
Hält positives Denken das Gute als Hoffnung in der Welt, zahlt sich Freundlichkeit gegenüber anderen Menschen aus. Aber was steckt allein schon im Begriff „sich auszahlen“?

Da will nur wieder jemand Geld machen

Wer will, kann Hopepunk als menschliche Tugend in Produktgestalt sehen. Eine Zeitlang lässt sich damit Geld machen in heiß umkämpften Märkten. Die Hoffnung des Hopepunk liegt darin, dass sich schon etwas ändern werde, wenn man nur die richtigen Bücher kauft, vielleicht auch

liest, und die richtigen Filme schaut. Wenn der Begriff Punk heute für Rebellion steht, dann in dieser Perspektive für die Rebellion gegen versäumte Gelegenheiten zum Geldmachen. Die Jagd nach einer neuen Marktnische, wie dies Lee Konstantinou (2019) nennt. Einer Marktnische, die sich so lange ausquetschen lässt, bis sie trocken ist.

Natürlich ist es legitim, wie es gelegentlich geschieht, darauf zu



schauen, ob eine Entwicklung entweder benutzt wird oder einzig dazu dient, Kapital daraus zu schlagen. Der Vorwurf, dass gesellschaftliche Probleme ökonomisch ausgebeutet werden, ist nicht (immer) von der Hand zu weisen. Es gibt sicher Bücher, die nur zu diesem Zweck geschrieben werden. Aber im Einzelnen kann man dies nicht zuverlässig entscheiden. Insbesondere aber ist es in der Sache unproduktiv und spielt deshalb hier keine Rolle.

Von der Polbildung zur Dreiecksbeziehung

Rowland relativiert ihre zweipolige Vorstellung zwei Jahre später (2019) und grenzt Hopepunk ab gegen Grimdark und Noblebright. Noblebright markiert in diesem Ansatz das andere Ende des Spektrums, als Gegenstück zu Grimdark, nimmt also die Position ein, die zuvor Hopepunk innehatte. Hier gibt es ebenfalls den Kampf der Guten

gegen die Bösen. Die Guten gewinnen diesen Kampf am Ende, ohne sich auf die Ebene der Bösen hinabzugeben. Rowland nennt hier als Beispiel ausgerechnet den Disneyfilm *Der König der Löwen*. Worin besteht die in die Zukunft reichende Hoffnung der Katze im Angesicht der Maus?

Schauen wir noch einmal auf das Wasserglas. Rowland versucht eine pessimistische gegen eine optimistische Perspektive auf Probleme abzusetzen, indem sie das altbewährte Bild vom halbvollen und halbleeren Glas verwendet. Der Mensch ist gierig, das Glas halbleer. An der Gegenüberstellung von Pessimismus (halb leer) und Optimismus (halb voll) arbeitet sich der Diskurs üblicherweise ab. Wobei die Frage, wie man sich für eine der Optionen entscheiden soll, wenn es keine verbindlichen Wahrheitssysteme gibt, sich darin erschöpft, dass Wahrheitsvorstellungen individueller und damit

grundsätzlich willkürlicher Form zugrunde gelegt werden.

Ist das Glas halb leer oder halb voll? Ein Problem ist sicher, dass es sich inhaltlich um eine Spiegelung handelt und folglich das Glas zur gleichen Zeit halb leer und halb voll ist. Das Problem lässt sich umgehen, indem man mit Rowland argumentiert: Egal, wichtig ist, dass noch Wasser drin ist, für das es sich zu kämpfen lohnt. Aber das würde Grimdark heftiger bejahen als Hopepunk.

Was lässt sich aus dem Füllzustand des Glases über eine Situation und ihre Möglichkeiten für die Zukunft an Erkenntnissen gewinnen? Was, möchte man vorsichtig fragen, ist, wenn das Wasser darin BlackRock gehört oder vielleicht schon das Glas selbst, nur haben wir es noch nicht gemerkt.

Es gibt vielleicht Eigentumsrechte, gegen die anzupunkten noch weniger Erfolg hat als ein Kampf gegen Investmentgesellschaften,

die im Vorraum der parlamentarischen Demokratie ganz legal an der Entwicklung von Gesetzen mitwirken.

„The world has always and only been a never-ending, Darwinian struggle for survival.“ (Rowland, 2019)

Der Kampf ums Überleben, den Rowland anspricht, dürfte oft genug ein Narrativ sein, welches dazu dient, die erst mit dem Tod endende Gier nach Macht und Geld zu vernebeln. Grimdark ist charakterisiert durch eine negative und zynische Sicht auf die Welt und die Menschen, Hoffnung ist eher ein Instrument zur Selbstschädigung.

Hopepunk - radikale Freundlichkeit oder radikaler Widerstand?

Rowlands Bestimmung des Begriffs Hopepunk als Gegensatz von Grimdark mag man verstehen als aufmerksamkeitsökono-

misch begründeten Kurzruf in die Welt. Inhaltlich jedoch ist der Begriff denkbar vage beschrieben.

Die Ausgangssituation vieler Titel der Phantastik ist die Postapokalypse: der Kollaps der Welt, bedingt insbesondere durch den Klimawandel und die negativen ökonomischen Auswirkungen der Globalisierung. Im Zentrum der Erzählung steht nicht die Apokalypse selbst, auch nicht ihre Entstehung, sondern das Bemühen einer Gruppe von Menschen, trotz der allerorten lauenden Gefahren durch Grimdark, eine bessere Welt zu schaffen, ein soziales Miteinander nicht nur im Umgang mit Problemen des täglichen Überlebens, sondern auch in der Schaffung einer neuen kulturellen Sphäre. Gemeinschaft und Vertrauen, was sie gefährdet und wie es trotzdem weitergehen kann. Die Erinnerungen an das frühere Leben, vor der Apokalypse, und die Suche nach Mög-

lichkeiten, mit der neuen Situation umzugehen, sind bestimmend.

Rowland reicht es nicht, wenn nur die Bösen handeln. Der Werte-Nihilismus führt zu einer zynischen Haltung, die sich in verbalen Bewertungen erschöpft, wo sie will, dass Menschen aktiv werden. Am Ende lebt man nicht glücklich bis in alle Ewigkeit, sondern steht am nächsten Morgen wieder auf und setzt den Kampf fort. Das dürfte das zentrale Merkmal sein, das Hopepunk und Noblebright unterscheidet. Wir können das Böse, das Elend und das Leiden bekämpfen. Wir können versuchen, es an seiner Ausbreitung zu hindern und zu beschränken. Aber wir bekommen es nicht aus der Welt. Aja Romano (2018) bezeichnet Hopepunk als unter Waffen stehenden Optimismus. Konfliktfähigkeit der Charaktere muss gegeben sein, einschließlich der Erkenntnis, dass man nicht immer, oder nur selten, gewin-

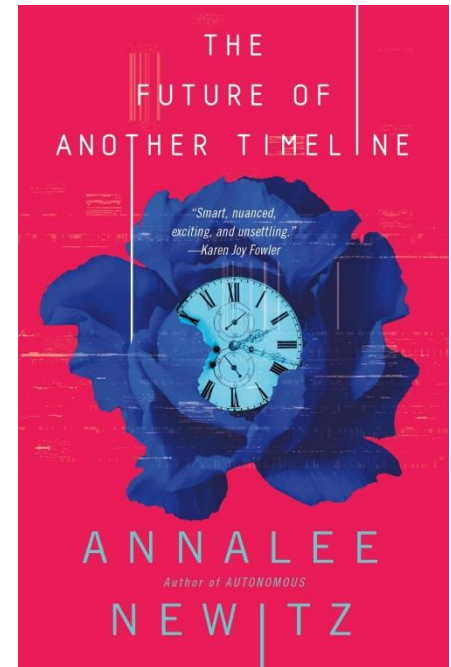
nen kann, dass man Narben davonträgt. Und der Glaube an die Möglichkeit einer besseren Welt durch das individuelle Handeln, dass zwingend in ein kollektives Handeln überführt wird. In irgendeiner Form vielleicht der Glaube an Erlösung.

Es geht um Politik, die Aufteilung der Welt, entfesselten Kapitalismus

Manchmal wird der Beginn von Grimdark in den 1980ern angesetzt, manchmal in den 2000ern. Dass er als Reflex auf die 1980er Jahre betrachtet wird, die Zeit, in der Ronald Reagan 40. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika war, ist ein Stück weit einsichtig, wirft aber Fragen auf, darunter die, warum in der Endphase des Kalten Krieges, die sich als solche bereits bemerkbar machte. Womit wir bei einem weitgehend vernachlässigten Aspekt der Diskussion wären.

Als Reaktion auf die 1960/70er und ihren Zukunftsoptimismus

kamen die reaktionären 1980er, die alle Hoffnungen zumindest eindämmten und mit der Entfesselung des Kapitalismus begannen, die mit dem Aufkommen der großen Tech-Unternehmen und Investmentgesellschaften Jahre später noch einen gewaltigen Schub erhielt. Wenn Rowland schreibt, dass in den 1980ern eine entspannte politische Lage gegeben war, dann argumentiert sie an der Realität



vorbei, um hier den Beginn von Grimdark als Gegengewicht zur großen Hoffnung anzusetzen. Zwar stimmt es, dass Menschen in ihrem Befindlichkeitsportfolio gerne diversifizieren und also, wenn es ihnen gut geht, die Bilanz ausgleichen, indem sie Grimdark lesen oder als Filme sehen. Und genauso verhält es sich mit der Zeit nach dem 11.09.2001, als die Weltsicht düsterer und Hoffnung bedeutsamer wurde. Während des Zweiten Weltkrieges sahen die Menschen gerne Liebesfilme.

Greifen wir das Glas von vorhin wieder auf. Liegt meine Hoffnung darin, dass ich bald wieder einen Job bekomme und meinen Lebensunterhalt bestreiten kann? Oder liegt sie darin, dass aus meinen drei Milliarden Euro in den nächsten vier Jahren sechs Milliarden werden, damit ich was auch immer damit bestreiten kann? Wer ist das überhaupt: wir, die Menschen? Bei Rowland ließe sich feststellen, weiße US-

Amerikaner*innen aus der Mittelschicht. Also einer Schicht, deren systematische Demontage mit den Reaganomics begann.

Wie unterscheiden sich strukturell Ronald Reagan und Donald Trump, wie der Kalte Krieg und die Klimaproblematik? Sodass im einen Fall Grimdark, im anderen Fall Hopepunk die Orientierung der Wahl wäre.

Weg vom Fatalismus

Rowland argumentiert, Hopepunk adressiere das Gute im Menschen. Hopepunk ist ein Begriff, der den inhärenten Fatalismus des Grimdark ablehnt, weil wir alle Mischwesen aus Gut und Böse, weil wir liebevoll und grausam, im Allgemeinen mangelbehaftet sind. Wir sind fähig, anderen Menschen zu vergeben. Freundlichkeit ist keine Schwäche, sondern ein politischer Akt. Ein Akt der Rebellion.

Man strebt nicht nach Perfektion, man will einen Beitrag für eine

bessere Welt leisten, sie nicht noch schlechter machen, als sie es ohnehin schon ist. Das klappt schon beim Klimaschutz nicht, wendet jemand ein. Diejenigen, die für eine bessere Welt kämpfen, wollen zu oft, dass die anderen Menschen dazu einen Beitrag leisten, statt ihn in Vorleistung für die Gemeinschaft selbst zu erbringen. Ohne auf eine Verzinsung zu warten. Frage dich nicht, was die Anderen für die Welt leisten können. Frage dich, was du für die Welt leisten kannst. Erst dann hast du das Recht, die Anderen zu fragen.

Im Hopepunk geht es also um den Kampf für eine bessere Zukunft. Das bedeutet oft genug nichts anderes, als gegen die zu kämpfen, die ein neues Herrschaftssystem etablieren wollen, selbstverständlich mit sich an der Spitze. John Wyndhams post-apokalyptischer Roman *The Day of the Triffids* (1951; dt. *Die Triffids*, 1955) spielt dies hervorragend durch.

Hopepunk propagiert nicht gewaltloses Handeln

Wenn der Hopepunk – in einer Untermenge der Diskussion – vom gewaltlosen Widerstand träumt, mit Lichtgestalten, an die Rowland (2017) erinnert: Jesus, Mahatma Gandhi, Martin Luther King, John Lennon und Robin Hood, dann ist der Kampf für eine bessere Zukunft nicht unproblematisch.

Figuren wie Robin Hood haben nicht gerade als Vertreter der Gewaltlosigkeit auf sich aufmerksam gemacht. Richtig hingegen ist, dass Robin Hood im Mythos annahmegemäß irgendwann gesagt hat, dass mit der Gewalt und Willkür der Herrschenden Schluss sein muss und er sich an vorderster Front in Position gebracht hat.

Die radikale Freundlichkeit, von der Rowland schreibt, ist religiös denkenden Menschen nicht unbekannt. Die operative Hälfte des Begriffs ist laut Rowland

Punk, beschrieben als anti-autoritär und aktiv gegen Unterdrückung gerichtet. Bei Punk denkt man an die Ablehnung des Etablierten und an Rebellion gegen herrschende Zustände. Punk kam in den 1970er Jahren auf, als zunehmend Menschen, die der konservativen Weltanschauung nicht entsprachen, an den Rand gedrückt wurden. Punk wurde zu einem inneren Ort für Außenseiter, Non-Konformisten.

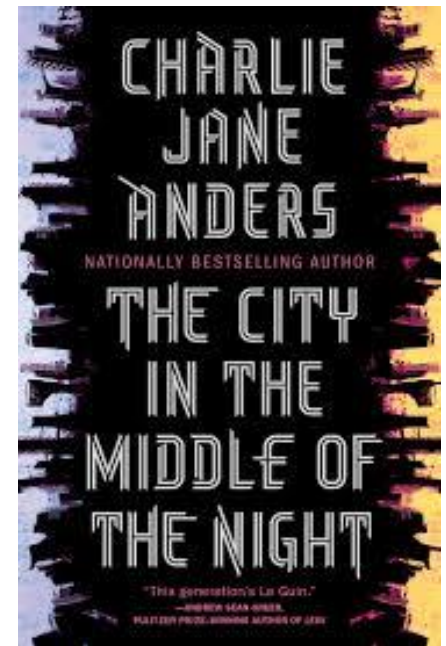
Wird Punk mittlerweile als ästhetisches Suffix verwendet und bedeutet eigentlich nichts mehr? Schon Steampunk war ein ästhetischer Begriff und hatte mit Punk nichts zu tun. Und wenn man an die ganzen Punk-Derivate denkt, die es, außer Solar- und Hopepunk, derzeit schon gibt: Ecopunk, Elfpunk, Mannerpunk, Monkeypunk, Nanopunk, Nowpunk und Steampunk, um nur wenige zu nennen. Mehr siehe bei [Cyberpunk derivatives](#), wo Entwicklungen wie Sharkpunk und politische Me-

tafiktion wie Trumppunk noch nicht aufgeführt sind.

Ist Hopepunk ein Genre?

Versuchen wir gegen Ende des Beitrags, eine Antwort auf die Frage zu finden, was es mit dem Begriff Hopepunk auf sich hat.

Hopepunk ist derzeit wenig mehr als ein Sammelbegriff für Werke der Phantastik, der weder ein Genre definiert noch erkennbar macht. Das liegt auch daran,



dass es bislang kaum Geschichten gibt, die ausdrücklich als Hopepunk an den Start gehen. Rowlands Titel *A Choir of Lies* (2019) gehört dazu. Als erster echter Hopepunk-Roman wird oft Katherine Addisons *The Goblin Emperor* (2014; dt. *Der Winterkaiser*, 2016) genannt.

Das Punktelement legt den Gedanken der Subversion nahe, vielleicht gar der Rebellion gegen eine Form von Establishment in der Phantastik. Darin ähnelt der Hopepunk dem Solarpunk. Auf einer Seite der Arizona State University findet sich ein Beitrag mit dem Titel „Solarpunk: Notes toward a manifesto“ (Flynn, 2014), der folgende Aussage enthält: *„We’re solarpunks because the only other options are denial or despair.“* Passt auch zum Hopepunk.

Derzeit werden diffus Titel, Filme, Bücher, Spiele etc., darunter gefasst, die zuerst verdeutlichen, dass eine eindeutige Definition von der Fragestellung herkom-

mend vielleicht möglich ist, ihren Sinn jedoch verliert, sobald man sie mit Blick auf die vielerorts genannten Werke überprüfen will. Da Hopepunk als ein Anspruchsprofil beschreibbar ist und aus etwas hervorgegangen ist, was man vielleicht bald als literarische Bewegung bezeichnen kann, ist eine Annäherung möglich.

Zwar gibt es im Internet eine Vielzahl von Listen, in denen Bücher, Filme, Games und andere Artefakte aufgeführt sind, bei denen es sich um Hopepunk handelt oder handeln soll. Aber es existieren kaum Titel, die von den Autoren und Autorinnen explizit als Hopepunk deklariert werden.

Zwei Dictionaries haben den Begriff mittlerweile aufgenommen. Das *Macmillan Dictionary* definiert Hopepunk als einen erzählerischen Ansatz, der die positiven Eigenschaften der Menschheit und die Bedeutung

von Hoffnung hervorhebt. *Collins Dictionary* sieht im Hopepunk eine literarische und künstlerische Bewegung, die das Anstreben positiver Ziele angesichts von Elend und Widrigkeiten zelebriert.

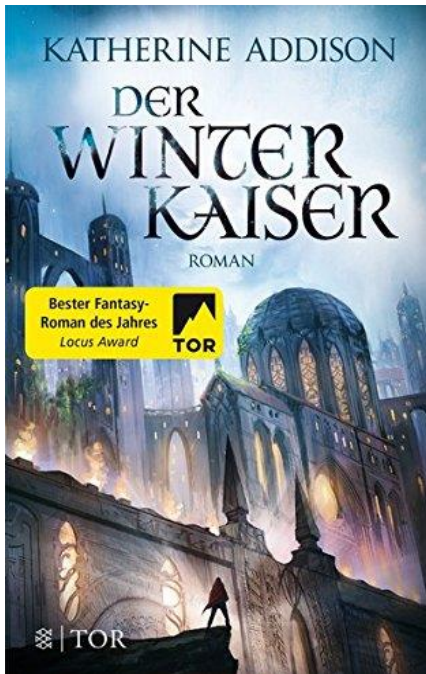
Kein operationalisierbarer Begriff

Rowland gelingt es am Ende trotz verschiedener Versuche nicht, den Begriff Hopepunk operationalisierbar zu bestimmen. Sollte es so etwas wie einen Gründungstext des Hopepunk geben, ließe sich daraus wenigstens eine Arbeitsdefinition herleiten. Dann könnte man inhaltliche und formale Merkmale erfassen, schließlich auch, falls existent, literarische Forderungen, die den Teilbegriff des Punk stärker konturieren, ausmachen.

Es ist in der Phantastik, um die geht es hier im Wesentlichen, nicht damit getan, Hoffnung zu haben, was banal wäre. Vorstel-

lungen zukünftiger Möglichkeiten einer positiven Entwicklung sollte es schon geben.

Raus aus dem Zynismus, der angenommenen Handlungsunfähigkeit, der angenommenen Unmöglichkeit, sich dem Bösen entgegenzustellen. Insofern Hopepunk etwas von Radikalität an sich hat, radikale Freundlichkeit, radikale Empathie, verweist er auf Religion. Wie Rowland



2017 feststellt, geht es auch nicht darum, moralisch perfekt zu sein. Besser wäre vielleicht, davon auszugehen, dass man eh nicht moralisch vollkommen sein kann, dass man, auch wenn man sich bemüht, gut zu sein, immer Momente hat, in denen man moralisch fragwürdig handelt.

Jedenfalls hat Hoffnung nicht viel mit einer Utopie zu tun. Hoffnung entsteht in der Welt, in der die Hoffenden leben, und sie ist auf die Zukunft dieser Welt gerichtet, nicht auf ein Nirgendland, das in etwa zur gleichen Zeit an einem anderen, einem Nicht-Ort liegt.

Fast ein Ausblick

Die anfängliche Kontrastierung von Grimdark und Hopepunk liefert auch Anlass zur Hoffnung. Grimdark als Perspektive hatten wir wellenförmig in rund 2000 Jahren Kulturgeschichte, mit überprüfbaren Ergebnissen. Vielleicht ist es an der Zeit, ein

konsistentes Narrativ zu entwickeln, das über die (Post-)Apokalypse als gesellschaftlicher Endpunkt hinausweist. Dieses Narrativ können wir im ersten Schritt als ein Regelsystem entwerfen, das wir dann (Sub-)Genre nennen, oder wir können eine intuitive Vorstellung davon haben, die beim Fortschreiten entwickelt und modifiziert wird. Ob es dann auch nur wieder eine kurzzeitige Bewegung wird, Rauschen im System, oder ob es auf echte Resonanz führt, das bliebe dann abzuwarten.

Anhang 1: Ein Beispiel für Hopepunk aus der Fantasy

Der Winterkaiser ist ein Fantasyroman, in dem Maia, eine Mischung aus Kobold und Elf, ungeliebter Sohn des Elfenkaisers, in Armut aufgewachsen ist und völlig überraschend die Nachfolge des Vaters antreten muss. Er gerät in eine feindselige Umgebung, ist bei Hofe nicht erwünscht. Maia muss sich mit

politischen Machenschaften auseinandersetzen. Während er in seine neue Rolle hineinfindet und eine persönliche Entwicklung durchläuft, lernt er in der Auseinandersetzung mit der Welt, sich einen moralischen Kompass zu bauen. Er wird vom Darsteller eines Regenten zu einem tatsächlichen Herrscher.

Addisons Fantasywelt beinhaltet Dampfmaschinen, Luftschiffe, diverse Kulturen, Religionen und Individuen. Maia ist eine Person, die einer feindseligen Welt mit Freundlichkeit und Wohlwollen gegenübertritt, für eine gute Sache kämpft auf Grundlage einer bewussten Entscheidung gegen das Böse. Er baut auf seinem Weg Vertrauen auf und findet nach und nach Verbündete. Maia trifft auch Entscheidungen, die nicht funktionieren, und vertraut Menschen, die dieses Vertrauen missbrauchen. Kompromisse, die er notgedrungen eingehen muss, wirken auf ihn mitunter als Stressoren. Aber er lässt nicht

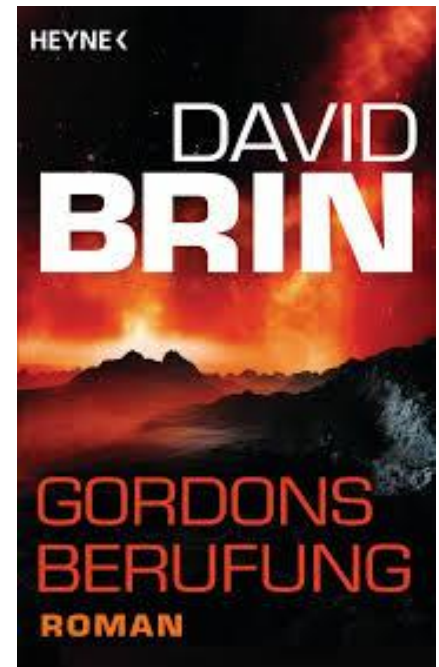
von seinem Weg ab, verliert nie die Hoffnung darauf, eine bessere Welt schaffen zu können. Addisons erzählerischer Ton ist freundlich.

Anhang 2: Ein Beispiel für Hopepunk aus der Science Fiction

David Brins *Gordons Berufung*, wegen seiner Verfilmung durch Kevin Costner bekannter unter dem Originaltitel *The Postman*, ist Science Fiction aus 1985 und eins der besten Beispiele für Hopepunk. Infolge eines Atomkriegs ist die menschliche Zivilisation zerstört. Die Überlebenden existieren nur noch ohne Hoffnung auf Besserung ihrer Situation. Gordon Krantz zieht von Siedlung zu Siedlung und tauscht Nahrung gegen Unterhaltung.

Ein Ziel hat Gordon nicht. Bis er eines Tages in einem Postwagen einen toten Postboten und mit Briefen gefüllte Postsäcke findet. Er beerdigt den Toten, zieht sich

dessen Uniform an und beginnt die Briefe zuzustellen. Irgendwann geben ihm die Leute auch Briefe mit. In einer Siedlung weigert man sich, ihn einzulassen. Dies bringt ihn zu der Aussage, er sei Postbeamter der wiederauferstandenen Vereinigten Staaten von Amerika. Eine kleine Lüge mit großer Wirkung. Die Menschen beginnen, Hoffnung zu entwickeln. Gordon beginnt mit dem Wiederaufbau des



Postwesens. Langsam entsteht ein Netz der Kommunikation, das die Menschen einander näherbringt.

Brins Protagonist betreibt seine eigene Sinngebung, indem er sich für eine gute Sache einsetzt, durch die Menschen wieder zusammenfinden und heraus aus der Hoffnungslosigkeit nach der Apokalypse. Er transformiert eine Lüge in Wahrheit und (re-)aktiviert die positiven und produktiven Potenziale seiner Mitmenschen. Natürlich gibt es in *The Postman* auch böse Menschen, die die Schwachen unterdrücken, denen wiederum der Protagonist zur Seite steht.

Quellen:

Barr, M.S. (2018): [Trumppunk Resists Presidential Bunk Or, Updating Obscuring Mirrors-hades with Revelatory Magnifying Glasses Enhances Seeing the Forces of Normalcy.](#)



Burt, K. (2019): A Hopepunk Guide: Interview with Alexandra Rowland.

Collins English Dictionary: Hopepunk.

Flynn, A. (2014): Solarpunk: Notes toward a manifesto.

Konstantinou, L. (2019): Hopepunk Can't Fix Our Broken Science Fiction

Macmillan Dictionary: Hopepunk.

Romano, A. (2018): Hopepunk, the latest storytelling trend, is all about weaponized optimism.

Rowland, A. (2017): The opposite of grimdark is hopepunk. Extravagant and Unlikely.

Wikipedia: Cyberpunk derivatives.

Rowland, A. (2019): *One Atom of Justice, One Molecule of Mercy, and the Empire of Unsheathed Knives.*

Romane, die häufiger als dem Hopepunk zugehörig genannt werden:

Katherine Addison: *Der Winterkaiser*

Charlie Jane Anders: *The City in the Middle of the Night*

Octavia Butler: *Die Parabel vom Sämann*

Becky Chambers: *Wayfarer* Trilogie:

- *Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten*

- *Zwischen zwei Sternen*

- *Unter uns die Nacht*

Mike Chen: *A Beginning at the End*

C. A. Fletcher: *Ein Junge, sein Hund und das Ende der Welt*

Amal El-Mohtar und Max Gladstone: *This is How You Lose the Time War*

Emily St. John Mandel: *Das Licht der letzten Tage*

Naomi Novik: *Das dunkle Herz des Waldes*

Sarah Pinsker: *A Song for a New Day*

Annalee Newitz: *The Future of Another Timeline*

Rebecca Roanhorse: *Jägerin des Sturms*

Alexandra Rowland: *A Choir of Lies*

Judith C. Vogt/Christian Vogt: *Wasteland*



Autorin: Ursula K. Le Guin
Verlag: Heyne (2014)
Originaltitel: *The Left Hand of Darkness*
Übersetzerin: Gisela Stege
Genre: Science Fiction

Taschenbuch, Broschur
400 Seiten, 8,99 EUR
ISBN: 978-3453315945

Die linke Hand der Dunkelheit

Eine Rezension von Eva Bergschneider

In vielfacher Hinsicht ein bedeutendes Werk

Die Menschen aus dem Weltenkollektiv nennen diesen Planeten aufgrund des kalten Klimas Winter, seine Bewohner nennen ihn Gethen. Die Menschen, die auf Gethen leben, zeichnet eine Besonderheit aus: Sie sind überwiegend androgyn. Nur während bestimmter Phasen, Kemmer genannt, verlieben sich die Gethenianer und pflanzen sich fort. In der Zeit bilden sich weibliche oder männliche Geschlechtsorgane aus. Es lässt sich nicht beeinflussen, welches Geschlecht sich entwickelt. Und es kann sich bei der nächsten Kemmer auch das andere ausbilden.

Der Terraner Genly Ai wurde nach Gethen entsandt, um für die Aufnahme in das Weltenkollektiv, Ökumene genannt, zu werben. Im Königreich Karhide scheint der Gesandte zumindest in dem Premierminister einen Verbündeten gefunden zu haben. Der König dieses Landes ist jedoch strikt gegen jegliche Kontaktaufnahme zu anderen Welten. Und Premier Estraven gibt sich geheimnisvoll und unverbindlich. *Shifgrethor* nennt sich ein Verhaltensmuster, das Karhides gesellschaftliches Leben prägt und Ai die Kommunikation mit den Regierenden enorm erschwert.

Nach einem Abendessen mit Estraven, der ihm das Ende sei-

ner Unterstützung ankündigt, und einer Audienz beim König ändert sich Ais Situation grundlegend. Der König erklärt, dass Estraven ein Verräter sei, der in drei Tagen als „vogelfrei“ gelte und das Land verlassen müsse. Und auch Ai hat keinen Grund mehr zu bleiben. Unabhängig voneinander fliehen Gesandter und Ex-Premier in das Nachbarland Orgoreyn. Sie erdulden Gefangenschaft und Zwangsarbeit, bevor sie sich gemeinsam auf einen langen Weg durch das Eis begeben. Und auf besondere Weise zueinander finden.

Das Problem mit dem „Gendern“

„Der bis heute bedeutendste Roman über Geschlechterrollen und ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft“, verspricht das Cover der Heyne-Ausgabe aus dem Jahr 2014 von *Die linke Hand der Dunkelheit*. Unter diesem Aspekt gelesen, hält die Sprache des Romans eine Schwierigkeit be-

reit: Geht es um die Bewohner Gethens, ist stets von „Männern“ die Rede. Erst als ich gedanklich den Begriff „Männer“ durch „Menschen“ ersetzte, fand ich Zugang zu dieser fiktiven Welt.

Für Berufsbezeichnungen hingegen wird manchmal die weibliche Entsprechung verwendet. Zuerst dachte ich, das sei ein Problem der deutschen Übersetzung. Doch zahlreiche Kritiken zum Originalband beschreiben Ähnliches, denn dort kommt ausschließlich das männliche Personalpronomen zum Einsatz.

Mit „Is Gender necessary?“ betitelt Le Guin 1976 einen Essay zum Buch und stellte fest, dass es möglicherweise ein Versäumnis war, die weiblichen Merkmale nicht stärker zu betonen. Formulierungen wie „Der König ist schwanger“ oder „Meine Zimmerwirtin, ein überaus wortreicher Mann“ verdeutlichen, dass die Autorin die Gethenianer durchaus als Personen mit

männlichen und weiblichen Eigenschaften konzipierte.

Als feministische Utopie bezeichnen viele Buchkritiker den 1969 erschienenen Roman. Auf den ersten Blick stellt man fest, dass das Fehlen einer Unterteilung in weiblich und männlich einen überraschend geringen Einfluss auf die Gesellschaft Gethens hat.

Die Staatsformen auf Gethen sind aus unserer Historie bekannt und nur wenig anders: Feudalismus/Kapitalismus in Karhide – Sozialismus in Orgoreyn. In diesem Punkt ähnelt *Die linke Hand der Dunkelheit* einem anderen Buch aus Le Guins *Hainish-Zyklus*, das zuletzt unter dem Titel *Freie Geister* veröffentlicht wurde (in früheren Ausgaben: *Planet der Habenichtse*).

Diese politischen Systeme prägen die Gesellschaften auf Gethen sehr viel stärker als die Androgynität der Menschen. Sind mir die feministischen As-

pekte dieses Werks also vielleicht entgangen?

Nachdem ich die Bachelorarbeit meiner Tochter zurate zog (*Feminist Utopias in the 1960 - 1970: Joanna Russ and Ursula K. Le Guin* - Maren Bergschneider), begriff ich, dass im Fehlen offensichtlicher Einflüsse der Androgynität bereits die feministische Aussage steckt. Ursula K. Le Guin weist im Vorwort explizit darauf hin, dass die Geschicke unserer Welt möglicherweise weniger als angenommen vom Dualismus der Geschlechter beeinflusst werden.

„Ja, die Menschen in ihm (dem Roman) sind in der Tat androgyn, aber das heißt nicht, ich wollte damit vorhersagen, dass wir in vielleicht tausend Jahren alle androgyn sein werden, oder dass ich die Meinung verkünden wollte, wir sollten gefälligst androgyn werden. Ich bemerke nur - in der eigentümlichen, verschlungenen, einem Gedankenexperiment ähnlichen Weise der Science Fiction - dass wir es, zu manchen

Tageszeiten, bei bestimmtem Wetter betrachtet, schon sind.“ [S. 10]

Ein zweiter Blick offenbart jedoch Unterschiede in der androgynen Gesellschaft, die durchaus bedeutsam sind. Einerseits führt die Trennung vom Gebären des Nachwuchses und dessen Erziehung dazu, dass niemand den beruflichen Werdegang einschränken muss. In Orgoreyn werden die Kinder ab dem zweiten Lebensjahr in Gemeinschaften aufgezogen, nicht von ihren Eltern.

Zudem spielt das Geschlecht in sozialen Beziehungen keine Rolle. Und somit entfallen geschlechtsspezifische Konflikte, inklusive entsprechender Gewalttaten. Le Guin zeigt damit, dass eine Gesellschaft den Geschlechter-Dualismus nicht braucht, um auf eine ähnliche Art und Weise zu funktionieren, wie wir es kennen. In dem bereits genannten Aufsatz zum Roman erklärt die Autorin, dass

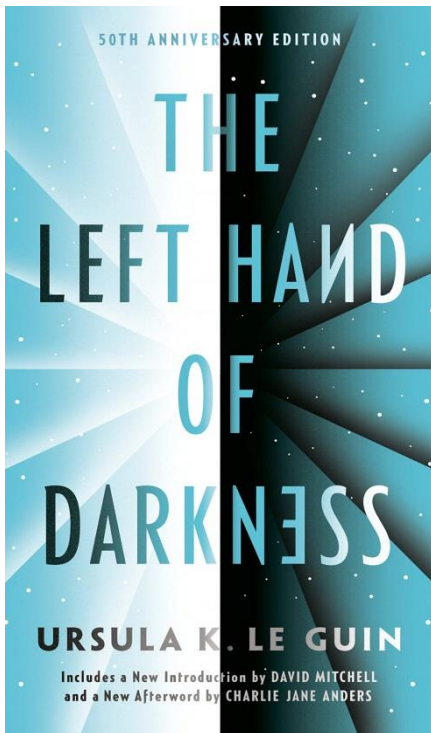
die Gethenianer lediglich auf Krieg, Ausbeutung und Geschlecht als einen sozialen Faktor verzichten. Gerade der Anfang des Romans verdeutlicht, dass auch auf Gethen die Politik nicht ohne Verrat und Lüge auskommt. Die Unterschiede zu unserer politischen Historie sind in diesem Punkt nicht allzu groß.

Über Freundschaft und Ehrlichkeit

Im zweiten Teil des Romans erleben wir, wie aus zwei Personen, die einander nicht trauen, Freunde werden. Für die Leser*innen ist Ex-Premier Estraven bereits eine Sympathiefigur. In den Passagen, in denen er als aktueller Ich-Erzähler das Geschehen aus seiner Sicht schildert, lernen wir die Wahrnehmung und Denkweise der Gethenianer kennen. Genly Ai überwindet auf der gemeinsamen Flucht den Zwang, alle Weisenszüge seines Gefährten in männlich und weiblich einzutei-

len, und sieht in Estraven schließlich einfach den Mensch.

Aus dem *Erdsee*-Zyklus hat Le Guin eine Sprache, in der man nicht lügen kann, übernommen. Die Terraner, und somit der Protagonist Ai, sind in der Lage, Telepathie zu erlernen. Sie bildet einen interessanten Gegenentwurf zum Ritual des *Shifgrethor*, der Wahrung von Stolz und



Vermeidung von Gesichtsvorlust. Diese besonderen Gaben der Terraner und Gethenianer, einerseits die bedingungslose Ehrlichkeit, andererseits eine Gesellschaft, in der das Geschlecht in der sozialen Interaktion keine Rolle spielt, bilden die utopische Grundlage in Die linke Hand der Dunkelheit. Sie stehen in diesem Gedankenexperiment, wie die Autorin ihre Geschichte nennt, für die Hoffnung auf eine gerechtere Welt.

Le Guins Sprache ist ein Hochgenuss

Der Einstieg in den Roman fällt ein wenig schwer. Nicht nur wegen der Verwendung der männlichen Wortformen, sondern weil die ersten Kapitel ausschließlich aus Genlys retrospektiver Sicht erzählt werden. Unterbrochen wird Genlys Bericht von mythologischen Geschichten aus der Welt, die einen Einblick in die Kultur und Entwicklung der Völker Gethens gewähren.

In diese Welt einzutauchen gelingt leichter, als auch Estraven als Erzähler auftritt und Genlys Schilderung durch seine Perspektive ergänzt. So entsteht nach und nach ein klares Bild dieser Gesellschaft.

Der Roman wirkt besonders am Anfang weniger rund als die *Erdsee*-Romane oder *Freie Geister*. Trotzdem finden wir in *Die linke Hand der Dunkelheit* die unvergleichliche sprachliche Schönheit und Prägnanz, die die Werke von Ursula K. Le Guin stets kennzeichnen. Das folgende Zitat ist ein Beispiel dafür. Es ist Teil eines Gesprächs zwischen Genly und Estraven über die Liebe zur Heimat und die Abneigung gegenüber anderen Nationen:

„Wie hasst man ein Land? Wie liebt man es? [...] ich habe diesen Trick nie gelernt. Ich kenne Menschen, ich kenne Städte, Farmen, Berge, Flüsse und Felsen, ich weiß, wie die Sonnenstrahlen bei einem Sonnenuntergang im Herbst auf ein bestimm-

tes Stück Ackerland an einem Abhang fallen. Doch welchen Sinn hat es, all dem eine Grenze zu geben, all dem einen Namen zu geben und dort, wo der Name nicht mehr zutrifft, aufzuhören, es schön zu finden? Was ist das, Liebe zum eigenen Land? Ist es der Hass auf das eigene Nichtland? Dann ist es wahrhaftig nichts Gutes. Ist es vielleicht ganz schlicht und einfach Eigenliebe? Dann ist es etwas Gutes, aber man darf weder eine Tugend daraus machen noch einen Beruf. [S. 278]

Warum Frauen und Männer Die linke Hand der Dunkelheit lesen sollten

Berücksichtigt man das Erscheinungsjahr des Buchs, ist *Die linke*

Hand der Dunkelheit eine fortschrittliche und zeitlose Utopie. Bei der Kritik an männlichen Wortformen darf man nicht vergessen, dass erst seit einigen Jahren versucht wird, genderneutrale Bezeichnungen zu etablieren.

Der Roman ist eine feministische Utopie mit weitreichenden Denkanstößen zur Entbehrlichkeit von Geschlechterrollen in der Gesellschaft. Er ist eine humanistische Utopie über den Sinn und Unsinn von Nationalismus, über Toleranz, Aufrichtigkeit und vor allem Freundschaft.

All das verpackte Ursula K Le Guin in eine spannende Ge-

schichte, in der die Protagonisten politisch taktieren, Misshandlung fürchten, Verfolger abschüteln und schier unüberwindbare Schwierigkeiten bewältigen müssen.

Die linke Hand der Dunkelheit ist zwar keine Utopie im Sinne einer schönen, fortschrittlichen Zukunftswelt, jedoch ein Buch, das Hoffnung darauf macht, dass ein gesellschaftliches Miteinander ohne Geschlechter-Klischees kein Ding der Unmöglichkeit ist.

[Rezension zu *Die linke Hand der Dunkelheit* von Almut Oetjen](#)

Phantastikveränder*innen

Ein Artikel von Swantje Niemann

Eine Menge Probleme

Das Potenzial der Phantastik ist ... nun ja, fantastisch. Es ist ein Genre, in dem vieles möglich ist, das aus unserer Welt hinaus und aus dieser Distanz mit klugem, kritischem Blick wieder in sie hineinschauen kann. Zahlreiche Fans des Genres – mich eingeschlossen – werden nicht müde, das zu betonen. Aber wird dieses Potenzial auch ausgeschöpft?

Lara Keilbart und Susanne Kasper von der Phantastik-Bestenliste sind in dieser Hinsicht eher enttäuscht – oder sehen zumindest Verbesserungsbedarf. Das visionäre Potenzial der deutschsprachigen Phantas-

tik bleibe noch hinter den Möglichkeiten des Genres zurück, heißt es 2019 in einem Interview mit Franziska Altepost von „Buchmarkt“. Sie ruhe sich oft auf etablierten Narrativen aus und gehe zu wenig auf aktuelle gesellschaftliche Probleme ein, welche Menschen umtrieben. Es brauche mehr Mut, mehr politische Inhalte und mehr Diversität.

Auch Judith C. Vogt und James A. Sullivan lieferten kürzlich mit „Lasst uns progressive Phantastik schreiben!“ ein Programm für und eine Forderung nach Phantastik, die Genretraditionen auf den Prüfstand stellt und sich auf die Gegenwart einlässt. Sie kritisieren die unkritische Übernah-

me von rassistischen, sexistischen, ableistischen und queerfeindlichen Narrativen.

Hinzu kommen noch Probleme, die wenig mit dem Inhalt von Büchern zu tun haben. Kürzlich schrieb z.B. Alex Prum auf „Alpakawolken“ darüber, dass Phantastik von Frauen in Verlagsprogrammen und den Auslagen von Buchläden unterrepräsentiert sei und seltener empfohlen werde – und das ist nur eine von vielen Stimmen, die darauf aufmerksam machen. 2018 förderte das Forschungsprojekt „Frauenzählen“ zutage, dass Bücher von Männern deutlich öfter und ausführlicher besprochen wurden (da es sehr wenige

Fantasyromane oder Comics in den Fokus von Mainstreammedien schaffen, hatten die Forschenden über diese zu wenige Datenpunkte, um wirklich zuverlässige Schlüsse zu ziehen, aber die paar Werke, die besprochen wurden, stammten überwiegend von Männern). Davon inspiriert zählen hin und wieder Genre-Fans in den Phantastikabteilungen von Buchläden, wie viele Bücher von Frauen und nicht-binären Schreibenden sie dort vertreten sehen – und haben oft Anlass, über ihre Social-Media-Kanäle missbilligend mitzuteilen, dass diese unterrepräsentiert sind.

Und hinter den Kulissen des Verlagswesens gibt es ebenfalls Probleme: So einiges von der Arbeit, die eine Geschichte von einer Idee in ein Buch verwandelt, erfolgt unter- oder sogar unbezahlt.

Tja. Das klingt deprimierend. Aber gleichzeitig künden die von mir angesprochenen Artikel auch

von etwas anderem: einem Bewusstsein für Probleme und unausgeschöpfte Potenziale, und der Entschlossenheit, es anders zu machen bzw. den Büchern, die aus der Masse hervorstechen, zu mehr Aufmerksamkeit zu verhelfen – auch oder gerade, wenn Marginalisierungen oder der Fakt, dass sie in einem Kleinverlag veröffentlicht haben, es den Schreibenden schwerer machen, sich diese Aufmerksamkeit zu sichern. Das ist z.B. der Anspruch der [Phantastik-Bestenliste](#), die jeden Monat eine Liste besonders bemerkenswerter Phantastik-Romane vorstellt. Im dazugehörigen Podcast gibt es Autor*innen-Interviews und Diskussionen über die Zukunft des Genres.

Eine Menge entschlossener Problemlöser*innen

Es gibt diese sehr nervige, aber leider beliebte Standardantwort auf Kritik an uninspirierten oder zahlreiche Bevölkerungsgruppen

ignorierenden Medien: „Dann produziert doch eure eigenen Geschichten, die all eure Forderungen erfüllen.“ Das ignoriert den Fakt, dass nicht alle Menschen auf die gleichen Plattformen und Ressourcen zurückgreifen können und ist auch sonst leichter gesagt als getan – aber wird netterweise bemerkenswert oft getan. Und teilweise ziemlich erfolgreich. Judith und Christian Vogt haben z.B. mit *Wasteland* ein Buch geschrieben, das ein paar Schwachstellen hat, aber dafür in puncto Repräsentation, Erzählperspektive, Experimentierfreude und Gegenwartsbezug einige sehr coole Dinge tut, die ich gerne öfter sehen würde.

Melanie Vogeltanz' wunderbar unbehaglich machende Auseinandersetzung mit Diätkultur, staatlicher Überwachung und Kontrolle, psychischen Problemen und dem schwierigen Verhältnis zum eigenen Körper in ihrer Dystopie *Shape Me* ist mir ebenfalls als positives Beispiel für gegenwartsbezogene, expe-

rimentierfreudige Phantastik im Gedächtnis geblieben.

In der Benefiz-Anthologie *Dunkle Ziffern* (Hrsg. Diana Kinne, Fabienne Siegmund, Isa Theobald) nutzen verschiedene Autor*innen das Phantastische teilweise auf eindrucksvolle Art als Vehikel, um Geschichten von Traumata und Überleben zu erzählen.

Auch darin, welche Bücher übersetzt werden, zeichnet sich eine gewisse Experimentierfreude ab: In diesem Zusammenhang denke ich z.B. an Tamsyn Muirs *Ich bin Gideon* (Elevator Pitch: „Lesbische Nekromantinnen im Welt-raum“), an N. K. Jemisins *Zerisene Erde*, an die Romane Nnedi Okorafor oder Robert Jackson Bennetts *Die Göttlichen Städte*-Trilogie. Tomi Adeyemis Jugendfantasy-Roman *Children of Blood and Bone* mit seinem westafrikanisch inspirierten Setting und seinem direkten Bezug zur Black-Lives-Matter-Bewegung wurde sogar auf der Seite des Deutschlandfunks besprochen.

Dass Phantastik-Bücher, die auch als Phantastik vermarktet werden (anders als z.B. Mohsin Hamids *Exit West* oder Juli Zehs dystopisches *Corpus Delicti*) solche Aufmerksamkeit erhalten, ist jedoch selten und einige spannende, anspruchsvolle Phantastikveröffentlichungen wie Seth Dickinsons „Die Verräterin“ oder eben die Bücher Jemisins oder Bennetts, die originelles Worldbuilding und kluge Reflektionen der Realität verbinden, sind leider unter dem Radar vieler Lesenden geblieben.

Allerdings arbeiten auch zahlreiche Menschen daran, die Geheimtipps der Phantastik in Mainstream-Titel zu verwandeln. Die Phantastik-Bestenliste habe ich bereits erwähnt, aber auch zahlreiche kleinere Bloggende und Konsument*innen, die Rezensionen hinterlassen, tragen dazu bei, weniger bekannten Büchern zu mehr Aufmerksamkeit zu verhelfen. Und natürlich unterstützen Schreibende

sich in mal mehr, mal weniger formalisierter Form auch gegenseitig. Dazu gibt es z.B. das reichweiten- und mitgliederstarke Phantastik-Autor*innen-Netzwerk PAN e.V., das Loun-ges, Preisverleihungen und Vorträge organisiert, aber auch zahlreiche kleinere Zusammenschlüsse.

Chancengleichheit für Autor*innen – Das Nornennetz

Eine Organisation, die gerade Autorinnen mit einer Website und Messeständen zu mehr Sichtbarkeit verhilft, um sexistusbedingte Nachteile auszugleichen, ist das Nornennetz, auf



das ich unter anderem durch seine Messestände, aber auch durch Online-Aktionen aufmerksam geworden bin.

Stella Delaney (u.a. Autorin des Seraph-nominierten Kurzromans *Das Leuchten am Rande des Abgrunds* und Presse-Norne) erzählte mir, dass alles mit einem Tweet der Autorin Nike Leonhard begann – inspiriert von den Mörderischen Schwestern, einer Vereinigung von Krimi-Autorinnen, beschlossen die Gründungsmitglieder, dass es ein Netzwerk für die Förderung von Phantastik-Autorinnen bräuchte. Mittlerweile hat das Netzwerk fast vierzig Mitglieder.

Nach den bisherigen Erfolgen gefragt, antwortet Delaney: „Wir konnten bereits mehrfach einen Stand auf der Leipziger Buchmesse und der Buch Berlin auf die Beine stellen, an dem wir unser Netzwerk, jede Menge phantastische Autorinnen und Bücher sowie großartige Aktionen vorstellen konnten, was bei

den Besuchern stets sehr gut ankam. Während der LBM 2019 führte der NDR mit uns sogar ein Interview. In Leipzig hatten wir 2018 und 2019 zwei sehr erfolgreiche Talkrunden, einmal zum Thema ‚Starke Frauen in der Phantastik‘ und einmal unter dem Titel ‚Diversität ist mehr als Hautfarbe und sexuelle Orientierung‘. Diese uns sehr wichtigen Themen stießen auf breites Interesse, sodass noch lange nach dem Talk am Stand und online weiterdiskutiert wurde. Zudem setzen wir im Jahr mehrere Aktionen auf Social Media und unserer Webseite um – wie z.B. unsere literarische Weltreise oder den #Nornenschuber.“

Doch so stolz sie auch auf das bereits Erreichte ist, sieht sie noch immer Verbesserungsbedarf in Bezug auf Gleichstellung und Diversität: „Es wurde schon so oft angesprochen (z.B. auch erst kürzlich bei der Verleihung der Hugo Awards), ist aber immer noch nicht umgesetzt: die

Buchbranche sollte wirklich eine Branche für alle werden und allen die gleichen Chancen bieten. Wir müssen aus den Klischees und der Festgefahrenheit auf dem Status Quo ausbrechen und endlich neue Wege bereiten und beschreiten – gerade die Phantastik sollte dafür prädestiniert sein.“

Für bessere Repräsentation: Sensitivity-Reading.de

Die eben angesprochene Diversität und Repräsentation in (phantastischer) Literatur sind in den letzten Jahren von einem Thema, das nur von wenigen Menschen intensiv diskutiert wurde, zum Gegenstand von Mainstream-Diskussionen geworden. Schreibende sind zunehmend bemüht, in ihren Büchern die Diversität der Realität abzubilden, und z.B. Figuren mit verschiedenen ethnischen Hintergründen, Religionen, sexuellen Orientierungen und Identitäten abzubilden, oder Themen wie Leben mit Behinde-

rung oder Neurodivergenz gerecht zu werden.

Teilweise erfolgt dies in Form von Own-Voice-Literatur, also durch Bücher von Schreibenden, welche ähnliche Erfahrungen wie die gemacht haben, die sie beschreiben. Aber es gehört auch zwangsläufig zum Schreiben, sich in Menschen hineinzusetzen, deren Erfahrungen von den eigenen abweichen. Und wann immer es da um Themen geht, bei denen Fehler Stereotypen stärken oder Lesende verletzen können, ist es Autor*innen (idealerweise) besonders wichtig, sie realitätsnah abzubilden.

Ein Rechenschritt, der den Schritt von „gut gemeint“ zu „gut gemacht“ erleichtern kann, ist Sensitivity Reading. Hierbei lesen Angehörige der in einem Text repräsentierten Gruppe diesen, um sicherzugehen, dass sie akkurat und nicht beleidigend dargestellt wird. Victoria Linnea und Elif Kavadar, die sich z.B. auch durch die Organisation des Literaturcamps Berlin 2019

für die Weiterbildung und Sensibilisierung von Schreibenden engagierten, haben die Seite [Sensitivity-Reading.de](https://sensitivity-reading.de) ins Leben gerufen: Hier finden Autor*innen eine Liste möglicher Ansprechpartner*innen für diverse Themen, für deren Darstellung eine Betroffenenmeinung hilfreich sein kann.

Victoria Linnea war so nett, meine Frage teils selbst zu beantworten und teils an das mittlerweile gewachsene Team hinter der Seite weiterzuleiten. Ich wollte z.B. wissen, was die Seite bereits bewirkt hat. Alexandra Koch meint dazu: „Das Thema wird breiter diskutiert. Immer wieder erreichen uns Anfragen aus den Medien mit der Bitte, Sensitivity Reading zu erklären. Außerdem werden immer mehr Autor*innen auf das Angebot aufmerksam und nutzen es bei ihren Projekten.“

Andrea Schöne ergänzt, dass auch sie eine breitere Diskussion auf Social-Media-Kanälen wie

Twitter bemerkt habe, und dass bei ihnen auch Anfragen für Workshops zu sensibler Sprache eingegangen sind. „Das ist ein großer Fortschritt, da wir damit auch aktiv als ‚Expert*innen in eigener Sache‘ wahrgenommen werden.“ Sie wünscht sich noch mehr Zusammenarbeit im Rahmen von Workshops und Veranstaltungen, sodass Literaturschaffende bereits vor Beginn des Schreibprozesses sensibilisiert werden können.

Alexandra Koch freut sich, dass mehr Schreibende und Bloggende aufmerksam gegenüber potenziellen Problemen bei der Repräsentation marginalisierter Gruppen seien und Sensitivity Reading zunehmend als „Chance und Unterstützung“ statt als „Angriff oder ‚Zensur‘“ wahrgenommen werde. Nach ihren Hoffnungen für die Zukunft gefragt, antwortet sie: „Ich wünsche mir, dass das Sensitivity Reading noch mehr zur Normalität wird. Nicht etwas, das man

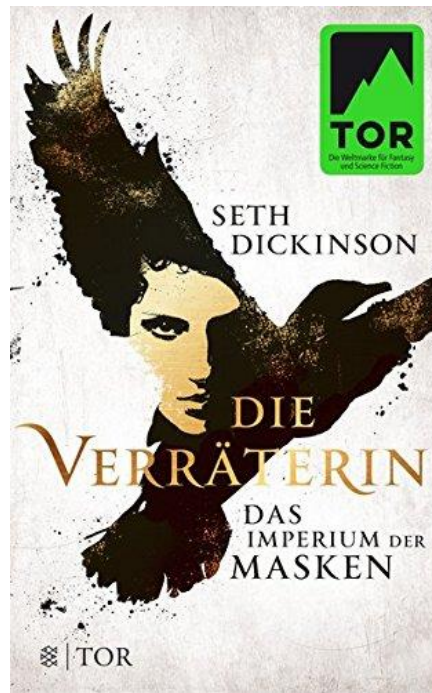
überall kommentieren, erklären oder gar rechtfertigen muss, sondern (da wo es nötig ist) ein ganz normaler Schritt auf dem Weg zum fertigen Buch.“

Victoria Linnea ist „gespannt, wohin es sich noch entwickelt, ob Sensitivity Reading irgendwann mit zum Entstehungsprozess eines Buches gehört oder ob erst die Autor*innen und die Leser*innen dem Verlag sagen müssen, dass ein Sensitivity Read benötigt wird.“

Ich habe selbst Sensitivity-Reading in Anspruch genommen, um sicherzugehen, dass die Beziehung zwischen zwei Fantasyvölkern in einem meiner Romane nicht als eine plumpe und diesen schlimmstenfalls bestätigende Metapher für Rassismus unter Menschen gelesen wird, und konnte von meiner Sensitivity-Leserin, Nora Bendzko, dabei eine Menge lernen. Nora Bendzko hat ihrerseits mit Sensitivity-Leser*innen zusammengearbeitet, die sie bei der

Darstellung lesbischer, nicht-binärer und asexueller Figuren beraten haben, und beschreibt diese Zusammenarbeit in einem Interview auf der Sensitivity-Reading-Website als „beflügelnd.“

Ich bin froh, zu sehen, dass das Sensitivity-Reading zunehmend nicht nur als Verantwortung der Autor*innen gesehen wird, sondern so einige Sensitivity-



Leser*innen-Anfragen, die ich online mitbekommen habe, von Verlagen ausgingen. Victoria, die sich ebenfalls darüber freut, hat mich in dieser Wahrnehmung bestätigt: „Mittlerweile haben auch Publikumsverlage anerkannt, dass Sensitivity Reading bei sensiblen Themen notwendig ist.“ Das ist eine sehr begrüßenswerte Entwicklung, denn auch wenn Sensitivity-Reading angesichts des zeitlichen und emotionalen Aufwands, der damit einhergeht, erstaunlich preiswert sein kann, privilegiert die Notwendigkeit, es selbst zu bezahlen, wieder wohlhabende und/oder bereits erfolgreiche Autor*innen.

Im Spannungsfeld von Experimentierfreude und Lesenderwartungen: Fischer Tor

Ich wollte diesen Artikel gerne mit der Perspektive eines etablierten Verlags abschließen, an die ja oft die Forderung ergeht, mehr Experimente zu wagen,

und tatsächlich hat sich Hannes Riffel von Fischer Tor, einem Verlag, der mit einem ziemlichen Paukenschlag und so spannenden Veröffentlichungen wie Seth Dickinsons *Die Verräterin* oder G. Willow Wilsons *Alif – der Unsichtbare* auf der Bühne auftaucht, bereiterklärt, mir ein paar Fragen zu beantworten.

Dabei kam heraus, dass das Engagement für eine diskussionsfreudige, fortschrittliche Phantastikszene und kommerzielle Interessen sich nicht notwendigerweise unvereinbar gegenüberstehen.

Über die Plattform TOR-Online.de, auf der z.B. der hier erwähnte Aufruf, mehr progressive Phantastik zu schreiben, veröffentlicht wurde, erzählt er: „Tor Online ist, das brauchen wir nicht zu verbergen, eine Werbeplattform für unsere Bücher. Um als solche wirkungsvoll zu sein, bedarf es der Vielstimmigkeit und der Ausrichtung auf die Bedürfnisse und Erwartungen

unserer Zielgruppe. Hierbei orientieren wir uns vor allem an den AutorInnen der Bücher, die wir publizieren, und diese neigen, was wiederum Geschmack und Tendenz des Lektorats widerspiegelt, eben eher in eine Richtung, die sich hoffentlich (auch) als möglichst divers bezeichnen lässt. Viele Themenvorschläge kommen von den AutorInnen, die regelmäßig für TOR online schreiben, und da wird uns – worüber ich sehr froh bin – offenbar eine gewisse Offenheit für Politisches, gesellschaftlich Relevantes unterstellt. Ich habe – soweit ich das beurteilen kann, ich verbringe meine Hauptlesezeit noch immer mit bedrucktem Papier, nicht am Bildschirm – den Eindruck, dass die deutschsprachige Phantastikszene sehr diskussionsfreudig ist. Eine Institution wie PAN hat da eine Menge bewegt, aber auch das Engagement einzelner AutorInnen ist beeindruckend. Allerdings gerät wirklich anspruchsvolle Phantastik leider noch im-

mer allzu oft zwischen die Stühle, sprich der Erwartungshaltungen von LeserInnen (siehe oben), was es nicht immer leicht macht, sie zu publizieren. Zum Glück gibt es da hierzulande auch eine rege Kleinverlagsszene.“

Er erwähnt aber auch, dass nicht nur Verlage, sondern vor allem auch die Lesenden lernen müssen, sich auf Neues einzulassen: „manchmal habe ich – ich lasse mich gerne eines Besseren belehren – den Eindruck, viele Leute, die lautstark nach mutigen, anspruchsvollen Büchern rufen, dann selbst ihre Komfortzone doch nur ungern verlassen. Bevor also Verlage immer wieder ermahnt werden, sich weiter aus dem Fenster zu lehnen, müssen erst LeserInnen, und zwar mehr als nur ein paar hundert GenreliebhaberInnen, das durch offenere Kaufentscheidungen ermöglichen.“

Damit spricht er leider einen wichtigen Punkt an – denn so

spannend und vielversprechend ich viele der aktuellen Diskussionen und kreativen Projekte in der Phantastikszene auch finde, werden sie erst dann ihre Wirkung entfalten können, wenn sie über eine mittelgroße Echokammer hinaus Aufmerksamkeit erfahren und die Bücher in einem signifikanten Umfang gekauft und diskutiert werden. Ich hoffe sehr, dass die Arbeit all der Menschen, die nicht müde werden, der Welt von ihren innovativen Lieblingsbüchern zu erzählen, Früchte tragen wird.

Fazit

Auch wenn ich nicht beurteilen kann, wie umfassend und nachhaltig diese Entwicklung ist, kann ich doch zweifelsfrei sagen, dass in der Literaturszene einiges in Bewegung geraten ist: Zahlreiche Menschen setzen sich für Chancengleichheit unter Schreibenden, für mehr Sensibilität und Kreativität, Gegenwartsbezug und Zukunftsorientierung ein, und tatsächlich ist es ihnen gelungen, neue Themen ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu

rücken. Ich bin gespannt darauf, wie sich die deutschsprachige Phantastik in der nächsten Zeit entwickeln wird. Zusätzlich zu den bereits angestoßenen Entwicklungen würde ich mir auch wünschen, dass sich die Phantastik nicht nur in Bezug auf die Vielfalt der Figurenensembles und der Vorbilder für fiktive Kulturen weiterentwickelt, sondern dass Schreibende und Lesende noch einmal grundsätzlich fragen, wo sich sonst noch der eine oder andere Bruch mit Erwartungen lohnen könnte.



Autor: Becky Chambers
Verlag: Fischer TOR (2018)
Übersetzerin: Karin Will
Genre: Space Opera / Science Fiction

Taschenbuch
461 Seiten, 9,99 EUR
ISBN: 978-3596035694

Zwischen zwei Sternen

Eine Rezension von Judith C. Vogt

Ihren ersten Roman, *Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten*, finanzierte Becky Chambers zunächst per Crowdfunding, bevor das Buch seinen Weg zu einem Verlag fand. Es wurde für einen Haufen Preise nominiert, und ihr zweiter Roman aus dem nach dem Raumschiff in Teil 1 benannten *Wayfarer*-Universum hat es sogar unter die Hugo-Finalisten geschafft.

Dabei passiert eigentlich nicht viel. Wir folgen nicht einmal der Crew der *Wayfarer* weiter. Stattdessen geht es um die Schiffs-KI Lovelace und die Technikerin Pepper, die Lovelace in ein illegales Bodykit geladen und mitgenommen hat. Die künstliche Intelligenz findet sich mehr oder

weniger gegen ihren Willen in einem vollständig synthetischen Körper wieder, der ihr so ziemlich alles ermöglichen sollte, was einem Menschen möglich ist – aber kaum etwas von dem ermöglicht, was ihren Bedürfnissen als Schiffs-KI entspricht. Ganz davon abgesehen, dass ihre Existenz illegal ist, sie aber durch innere Protokolle dazu gezwungen ist, die Wahrheit zu sagen ... Mit der etwas seltsam aussehenden Pepper, die klein, kahlköpfig und unmenschlich symmetrisch ist, kommt sie auf dem Planeten Coriol an und reist mit ihr in die kleine „Modder-Siedlung“ auf der dunklen Seite des Planeten, wo Pepper mit ihrem Freund Blue lebt und eine Reparaturwerkstatt betreibt.

Auf der ersten Seite befindet sich der dezente Hinweis, einer der Handlungsstränge spiele zwanzig Jahre in der Vergangenheit. Ich weiß nicht, welche*r Lektor*in die Autorin verpflichtet hat das erklärend voran zu setzen – es ist vom zweiten Kapitel an klar, dass wir von nun an immer wieder in Peppers Kindheit reisen.

Pepper kümmert sich um die KI (die sich von nun an Sidra nennt, da Lovelace ein eindeutiger Schiffs-KI-Markename ist), weil sie selbst von einer KI aufgezogen wurde, und der zweite Handlungsstrang erzählt, wie es dazu kam. Pepper, die als Kind Jane 23 hieß, lebte mit einer ganzen Charge durchnummerierter Janes unter der Obhut emotionsloser „Mütter“-Maschinen in einer Fabrik. Ihr einziger Daseinszweck war es, wertvolle Rohstoffe aus Schrott zu extrahieren – auf einem Planeten, dessen Gesellschaft Technik mehr Wert beimisst als menschlichem Leben.

Die kleinen Janes ackern den ganzen Tag, laufen dann ein wenig auf dem Laufband, kriegen ein paar Tassen Nährlösung und schlafen immer zu zweit zusammengekuschelt (Menschen sind soziale Wesen!) in großen Schlafräumen. Bis einer der Janes ein Treibstoffrest in einem Schrottteil explodiert und ein Loch in die Wand sprengt. Durch dieses Loch kommt Jane 23, zehn Jahre alt, zum ersten Mal aus der Fabrik in eine feindliche Außenwelt, eine riesige Schrotthalde, auf der sie von wilden streunenden Hunden verfolgt wird und sich gerade so in ein gestrandetes Raumschiff retten kann. In diesem Raumschiff ist so ziemlich alles kaputt – doch die warmherzige KI Eule hat noch genügend Energie übrig, um Jane im Raumschiff vor den Raubtieren zu retten und das magere, verwirrte Kind vorerst am Leben zu erhalten.

Die beiden Handlungsstränge – der um Sidras Anpassungs-

schwierigkeiten und der um Janes zehn Jahre dauernden Versuch, das Raumschiff wieder flott zu machen – ziehen Leser*innen in ihren Bann, weil sie beide auf spannende Weise einfach vieles anders machen, als man so denkt. Ich hätte mehr „Sidra versucht, der Aufmerksamkeit der Behörden zu entgehen“-Action erwartet oder mehr „Sidra entdeckt menschliche Emotionen“, aber das ist beides nicht Thema des Buches.

Die KIs bei Becky Chambers haben kein Problem mit Emotionen. Sie sind empfindungsfähig dank äluonischer Technik, sie sind reflektiert, sie haben sogar Kunst- und Literaturverständnis und die Befähigung zu Empathie und Neugierde. Und dennoch kann sich Sidra einfach nicht an ihren menschlichen Körper gewöhnen, an die blinden Stellen hinter ihr, an die Begrenzungen, die Bewegungen. Sie sieht sich selbst stets als den „Maschinengeist“ und das Bodykit ... als

„das Kit“. Ihre Selbstwahrnehmung leidet unter einer kalten Distanz zu ihrem Körper.

Sie freundet sich mit der Tätowiererin Tak an, die einer Spezies angehört, die vier Geschlechter hat, von denen eines zwischen männlich und weiblich hin- und herwechselt. Dabei wird unter anderem thematisiert, dass dieser zyklische Wechsel in den vortechnisierten Zeiten mit dem unangenehmen Gefühl verbunden war, im falschen Körper zu stecken, wohingegen es diesem Geschlecht heute möglich ist, sich mit Hilfe von einem Implantat tatsächlich zu wandeln. Somit wechselt Tak, der sich mit seiner Tattoo-Kunst damit auskennt, den Geist mit dem Körper zu verbinden, im Roman regelmäßig hin und her, und dann ändert sich auch sein Pronomen. In den Zwischenphasen ist ser unbestimmt, was ebenfalls durch das Pronomen ausgedrückt wird. Auch in Fällen, in denen man als Leser*in nicht weiß, ob ein Cha-

rakter oder eine KI männlich oder weiblich ist, wird auf das „ser“ zurückgegriffen, und ein Fauxpas ist eine peinliche Angelegenheit. Eine Welt, in der der Gender-Default „Alles ist immer erst mal männlich“ nicht existiert! Hurra! Das allein ist schon Utopie, die sich zu lesen lohnt!

Wer nach actiongeladener Space Opera sucht, ist bei Becky Chambers falsch. Auch im ersten Teil hatte ich schon den Eindruck, gute Fanfiction zu lesen – in dem Sinne, dass der Fokus auf den Charakteren und ihrem Innenleben liegt. Es las sich gleichzeitig nicht zu blümchenhaft, und der zweite Teil schafft das erneut. Das Leben von Jane 23 auf den Schrotthalden des Klonerplaneten ist rau, widerlich, realistisch (nein, sie freundet sich nicht mit einem der streunenden Hunde an, sie tötet und isst sie) und hat mich mehr als einmal zu Tränen gerührt. Auch das Leben in der GU, wie die planetenübergreifende Staatenunion im

Wayfarer-Universum heißt, ist nicht immer eitel Sonnenschein, Sidra und Pepper müssen stets die Entdeckung und Sidras Löschung fürchten. Für mich besticht die Romanreihe durch die ungewöhnliche Mischung aus großem Worldbuilding und sehr persönlichen Geschichten.

Fazit

Zwischen zwei Sternen ist ein Buch, das sich so anfühlt, als hätte mein Tumblr-Stream es geschrieben: Mit dem optimistischen Geist politisch linksorientierter, inkludierender Menschen spricht es auf ruhige und philosophische Weise über Bestimmung und Selbstbestimmung, über Geschlechter und Empfindungen, über Andersartigkeit und Lebensberechtigung. Besonders der Storystrang um das entflohenen Klon-Mädchen Jane ist ein echter Page-Turner.

Rezension zu *Unter uns die Nacht*

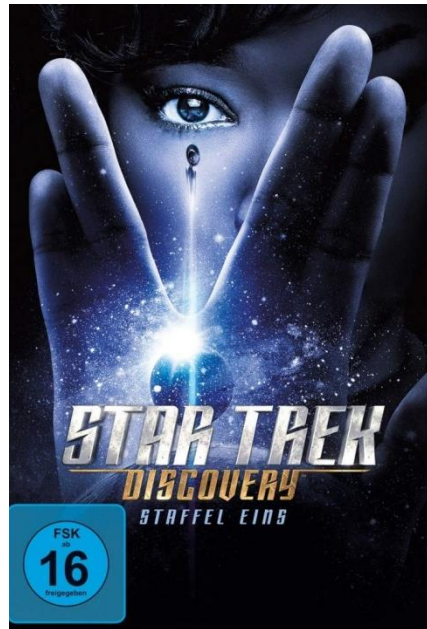
Der utopische Geist von *Star Trek* lebt – in *Discovery* oder *The Orville*?

Ein Artikel von Judith Madera

In meiner Kindheit war ich von der *Enterprise* fasziniert, auch wenn ich damals noch so jung war, dass ich nicht verstanden habe, wie weit die Zeitlinien von Kirk und Picard auseinanderliegen. Mein Vater hat gelegentlich *Raumschiff Enterprise (TOS)* und *The Next Generation (TNG)* geschaut, und ich war tief beeindruckt von den außerirdischen Wesen, den vielen blinkenden Lichtern, den Uniformen und den Türen, die sich wie von Geisterhand öffneten.

In meiner Jugend begeisterte mich dann vor allem *Voyager*, da die Serie zwar immer noch viel vom utopischen Geist *Star Treks*

enthielt, aber doch etwas düsterer war. So weit entfernt von der Heimat musste die Crew der *Voyager* Kompromisse eingehen



und die Sternenflottenregeln auch mal dehnen oder gar brechen. Ich war auch sehr angetan von Captain Kathryn Janeway. Eine Frau als Captain eines Sternenflottenschiffs, dazu im Maschinenraum eine Cheffingenieurin. Mit diesen positiven Rollenbildern hatte ich das Gefühl, dass Gleichberechtigung existiert – zumindest auf dem TV-Bildschirm. *Star Trek: Voyager* war meine Utopie.

Mit *Star Trek: Enterprise* konnte ich dagegen wenig anfangen. Ich war dann eine ganze Weile raus aus dem *Star Trek*-Universum und habe lieber *Voyager* nochmal und nochmal gesehen (die Serie

ist recht gut gealtert). Auch die neuen Filme konnten mich zuerst nicht locken, weil es sich mal wieder um ein Reboot handelte und ich lieber etwas Neues sehen wollte. Als ich die ersten Trailer sah, war ich auch sehr skeptisch wegen der jungen Crew und entsprechend nicht im Kino. Als der erste neue *Star Trek*-Film im TV lief, habe ich reingeschaut und fand ihn dann doch gut gemacht und unterhaltsam, ebenso wie die beiden Nachfolger.

Entsprechend gefreut habe ich mich, als mit *Star Trek: Discovery* eine neue Serie angekündigt wurde – auch wenn sie zunächst wieder einmal in der Zeit zurückgeht, wo ich mir doch eine Serie gewünscht habe, die weiter in der Zukunft als *TNG* und *Voyager* liegt. Aber okay, *Discovery* sah verdammt schick aus und zeigte einmal mehr, wie vorwärtsgewandt *Star Trek* ist.

[Anmerkung: Der Artikel enthält diverse Spoiler!]

Echte Diversity

Zur *Star Trek*-Utopie gehörte seit jeher, dass in der Zukunft Menschen verschiedenster Hautfarben, Geschlechter etc. friedlich zusammenleben und sich gegenseitig respektieren. So gab es bereits in der Originalserie mit Lieutenant Uhura eine schwarze Frau auf der Brücke der *Enterprise*. Auch in *The Next Generation*, *Deep Space 9* und *Voyager* gab es einige weibliche und einzelne schwarze Charaktere. Trotzdem bestanden die Crews überwiegend aus weißen Männern (und Aliens).

Bei *Discovery* gibt es jedoch echte Vielfalt unter den Charakteren: Mit Michael Burnham ist eine schwarze Frau Protagonistin, deren Stärke unter anderem in ihrer Empathie liegt, und neben ihr gibt es eine Vielzahl weiterer weiblicher Figuren, die allesamt sehr unterschiedlich sind. Sylvia Tilly ist eine quirlige, unsichere junge Frau, die mit jeder Folge

an sich wächst und extrem von Wissenschaft begeistert ist. Captain Philippa Georgiou ist dagegen sehr gefestigt und selbstbewusst und hält die Sternenflottenideale hoch – anders als ihr hartes, rücksichtsloses Spiegel-Ich, das wir später in der Serie erleben. Diese „dunkle“ Georgiou ist so gar nicht sternenflottenmäßig, wird zu Recht kritisiert und macht doch oftmals den Unterschied aus.

Mit L'Rell haben wir eine facettenreiche Klingonin auf der Seite der Gegenspieler und später Verbündeten, und Cyborg Airmen veranschaulicht uns die Vor- und Nachteile eines überwiegend künstlichen Körpers. Auch die Nummer Eins der *Enterprise*, deren Captain zu dieser Zeit noch Pike heißt, ist eine Frau, und mit Admiral Katrina Cornwell erleben wir eine starke weibliche Führungsfigur ganz oben in der Hierarchie der Sternenflotte.

Mit Paul Stamets und Hugh Culber gibt es ein schwules Paar

an Bord der Discovery, beide in verantwortungsvollen Positionen als Chefindingenieur und leitender Arzt. Aus ihrer Homosexualität wird kein Problem gemacht, im Gegenteil: Sie wird den Zuschauer*innen als etwas Selbstverständliches vermittelt. Zudem gibt es mit Hugh Culber eine weitere schwarze Figur im Kreis der Protagonisten. Mit Jett Reno stößt in der zweiten Staffel eine weitere weibliche Figur zur Crew der Discovery, deren Frau

im Krieg gestorben ist. Die abgeklärte Reno trägt immer noch ihren Ehering – und sie wird zur Königin des Technobabble und macht Stamets in punkto technische Versiertheit Konkurrenz. Dass die beiden sich nicht bekämpfen und gegenseitig nieder machen, sondern lernen, zusammenzuarbeiten und ihr Wissen zu kombinieren, erfreut die (leider sehr kleine) Utopistin in mir. Bissige Dialoge gibt's trotzdem. Vor allem Renos eigenwilliger Humor macht Stamets zu schaffen, unterhält die Zuschauerschaft jedoch bestens.

Mit dem Kelpianer Saru hat die Discovery einen ungewöhnlichen Alien als Ersten Offizier. Mit seinem Alter und seiner Erfahrung ist er ein Ruhepol, hat jedoch mit seiner Ängstlichkeit, die seiner Spezies innewohnt, zu kämpfen. Diese überwindet er im Verlauf der Handlung und entdeckt bisher unbekannte Stärken seiner Spezies. Christopher Pike kennen wir bereits aus TOS

und den neuen Filmen. Er ist zunächst Captain der Enterprise und in der zweiten Staffel der Discovery, wo er mit Sternenflotten-Charme und Lebenserfahrung glänzt.

Wir haben auf der Discovery also ganz unterschiedliche Charaktere, mit denen sich Zuschauer*innen mit verschiedensten Hintergründen identifizieren können – und zwar nicht nur im Hauptcast, sondern auch bei den übrigen Crewmitgliedern, die man oft nur im Hintergrund vorbeihuschen sieht. In der dritten Staffel tritt mit dem Schmuggler Book ein weiterer schwarzer Protagonist in Erscheinung und zeigt bereits in der ersten Folge viele Facetten – und endlich befinden wir uns in einer weit entfernten Zukunft! Ich hoffe sehr, dass dieser Zeitebenenwechsel *Discovery* gut tut und der Serie wieder mehr Hoffnung verleiht, denn auch wenn die Crew so vielfältig aufgestellt wie noch nie ist, war *Discovery* bisher eine recht düstere Serie ...



Die Schatten des Krieges

Sehr ich *Star Trek: Discovery* mag, hatte ich doch meine Probleme mit dem gewählten Zeitrahmen, der einen Schritt zurück statt nach vorne macht. Die experimentelle Technologie der *Discovery*, der Sporenantrieb, mit dem sie an beliebige Punkte der Galaxie springen kann, erscheint viel zu fortschrittlich (und abgefahren) für die Zeit vor *TOS*. Zwar wird eine erzählerische Lösung dafür gefunden, dass diese Technologie später nicht mehr genutzt wird, ja sogar niemand von ihr weiß, doch für mich war es schlicht unglaublich, dass die Sternenflotte zu dieser Zeit über so eine krasse Technologie verfügte (und diesen Ansatz nie mehr weiterverfolgt hat).

Auch musste ich zu oft über technische und wissenschaftliche Erklärungen schmunzeln, und vor allem sieht die *Discovery* so modern aus, dass sie besser ins 25. oder 26. Jahrhundert gepasst

hätte. Optisch passt die Serie zwar recht gut zu den Reboot-Filmen, aber auch hier wirkt sie im Vergleich zu fortschrittlich. Natürlich kann man argumentieren, dass *Discovery* auch wieder ein Reboot ist, aber dann wundere ich mich über die Bemühungen, Kontinuität herzustellen.

Discovery ist insbesondere in der ersten Staffel erschreckend brutal und düster. Der Krieg mit den Klingonen überschattet den utopischen Geist, der zwischen Grausamkeiten und Leid manchmal kaum noch erkennbar ist. Die Sternenflotte hat zwar hohe Ideale, bekleckert sich im Krieg jedoch nicht gerade mit Ruhm – sie ist noch ein gutes Stück entfernt von der friedlichen und fortschrittlichen Organisation aus *TNG*, *DS9* und *Voyager*.

Mir hat die erste Staffel mit all ihrer Düsternis und Verzweiflung trotzdem gefallen, da die Charaktere gegen Trauer und Widerstände für ihre Ideale kämpfen, doch zwischenzeitlich

ging mir die eigentlich positive Botschaft von *Star Trek* zu sehr verloren.

Die zweite Staffel fühlte sich dagegen mehr nach Utopie an, vor allem in der ersten Hälfte, wo wir endlich auch fremde Planeten entdecken und einige der Protagonist*innen sich sehr weiterentwickeln. Ich fand es auch spannend, Spock als jungen Vulkanier zu erleben, wobei ich mich wieder fragte, warum man nicht endlich etwas wirklich Neues erzählt. Warum in der Zeit zurückgehen und auf bekannte Charaktere zurückgreifen? So wie es momentan viel zu viele Reboots von Filmen und Serien gibt, hatte ich auch hier das Gefühl, dass sich *Star Trek: Discovery* zu sehr auf Altbekanntes stützt. Obwohl auch vieles neu war.

Von der dritten Staffel haben wir noch nicht viel gesehen, doch was es zu sehen gab, ist Anlass zur Hoffnung: Endlich befinden wir uns weit in der Zukunft,

endlich gibt es völlig neue, abgefahrene Technologien – und die Sternenflotte scheint Geschichte zu sein. Klingt eher nach Dystopie als Utopie. Doch ganz verschwunden ist die Sternenflotte nicht. Die Hoffnung lebt, und zu Beginn der dritten Staffel wird überdeutlich, dass *Discovery* mit all seiner Düsternis und utopischen Momenten eigentlich Hopfunk ist.

The Orville: Parodie und Utopie

Mit *The Orville* schuf Seth MacFarlane, selbst riesengroßer *Star Trek*-Fan, eine SF-Serie, die zugleich Parodie und Hommage ist. Während *Discovery* wie viele moderne Serien einen Handlungsbogen über die ganze Staffel spannt, erzählt *The Orville* in vielen Einzel- und wenigen Doppelpisoden kleine Geschichten, oftmals mit moralischer Botschaft und stets mit viel Humor. Richtig *old school* also. Die Serie versprüht jede Menge Retrocharme und war letztlich so er-

folgreich, dass es inzwischen zwei Staffeln gibt und an der dritten gearbeitet wird (leider sind die Dreharbeiten wegen Corona aktuell unterbrochen).

In die Produktion waren viele *Star Trek*-Veteranen wie Brannon Braga, Jonathan Frakes und Robert Duncan McNeill involviert, was man *The Orville* durchaus anmerkt. Auch gibt es Gastauftritte wie zum Beispiel von Robert Picardo, dem Doctor aus *Voyager*. Bereits der Vorspann weckt Erinnerungen an alte *Star Trek*-Intros, und wo die ersten Folgen noch voller guter und teils schlechter Gags sind, lebt in späteren immer deutlicher der utopische Geist, der *Star Trek* einst ausgezeichnet hat, auf.

Auch die Crew der *Orville* glänzt mit Vielfalt, und die Handlung konzentriert sich stark auf die Beziehungen innerhalb der Mannschaft und zu anderen Spezies. Für viel Unterhaltung und Konfliktpotential sorgt bereits die Zusammenarbeit von

Captain Ed Mercer und seiner Ex-Frau Kelly Grayson, die seine erste Offizierin wird. Die beiden sind ein sehr gutes Team, doch ihre Gefühle füreinander sorgen für jede Menge Chaos. Sicherheitschefin Alara Kitan stammt von einem Planeten mit hoher Gravitation, entsprechend ist sie im Vergleich zu anderen auf der *Orville* unglaublich stark, ebenso wie ihre Nachfolgerin Talla Keyali. Mit Isaac gibt es eine künstliche Lebensform an Bord der *Orville*, wobei die Frage im



Raum steht, ob diese zu echten Emotionen fähig oder quasi eine seelenlose KI ist (Ähnlichkeiten zu Data aus *TNG* sind offensichtlich). Mit Claire Finn ist eine schwarze Frau Chefärztin der Orville, auf der auch ihre Kinder leben und ihr so manches Mal Probleme bereiten. Ganz normales Familienleben, das in dieser utopischen Zukunft problemlos auch auf einem Raumschiff stattfinden kann. John LaMarr und Gordon Malloy sind die Clowns auf dem Schiff und übertreiben es so manches Mal mit ihren Scherzen. Vor allem in der ersten Staffel fallen sie teils negativ auf, entwickeln sich aber weiter und springen über ihre Schatten.

Moral und Respekt

Stärker als bei *Discovery* rücken physikalische Phänomene und moralische Dilemmata in den Vordergrund, wie beispielsweise in „About a Girl“: Crewmitglied Bortus ist Moclaner und gehört damit zu einer Spezies, die nur

aus männlichen Individuen besteht. Warum das so ist, erfährt man, als Bortus und sein Partner Nachwuchs erwarten. Es wird ein Mädchen und entsprechend der Gepflogenheiten soll dieses eine Transition zum Mann durchmachen. Die Crew der Orville reagiert entsetzt und muss sich fragen, inwieweit sie die Traditionen anderer Spezies respektieren muss. Noch komplizierter wird es, als sich herausstellt, dass es auf Moclan durchaus Frauen gab und gibt, sie aber verfolgt und unsichtbar gemacht werden.

In „Mad Idolatry“ entdeckt die Orville einen Planeten aus einem Paralleluniversum, der immer nur für kurze Zeit in unserem Universum erscheint. Bei einer Erkundungstour hat Erste Offizierin Kelly Kontakt zu den Einheimischen und heilt die Wunde eines Kindes. Als der Planet nach Tagen wieder in unserem Universum auftaucht, sind dort Jahrhunderte vergangen und um

Kellys gute Tat hat sich eine Religion entwickelt, in deren Namen Menschen exekutiert werden. Die Crew der Orville steht nun vor dem Dilemma, ob sie nochmals eingreifen soll, um alles wieder in Ordnung zu bringen, oder jede weitere Einmischung alles noch schlimmer macht (und ohnehin streng untersagt ist laut Regelungen der Planetarischen Union).

In „Majority Rule“ wird Navigator John Lamarr auf einem Planeten gefangen genommen, auf dem es eine Art absolute Demokratie gibt, bei der das Volk via Social Media über das Schicksal anderer entscheidet. Jeder dort trägt ein sogenanntes Vote Badge und wird permanent von anderen positiv oder negativ bewertet. Wer zu viele Downvotes erhalten hat, wird der Zutritt zu öffentlichen Orten wie Cafés verweigert. Zu viele Downvotes werden als Verbrechen gegen den Staat bewertet und man wird inhaftiert. Um freizukom-

men, muss man sich öffentlich entschuldigen und auf die Gunst der anderen hoffen. Die Episode zeigt eindrucksvoll die Schattenseiten der Meinungsfreiheit, wenn sie in willkürliche Bewertungen unserer Mitmenschen ausufert.

The Orville ist also nicht nur eine humorvolle Persiflage, sondern überzeugt mit der kritischen Auseinandersetzung mit aktuellen Themen und „Ismen“ und vermittelt dabei meist eine posi-

tive Botschaft. Manchmal gibt es aber auch keine eindeutige, moralisch korrekte Antwort und wir werden daran erinnert, dass wir uns immer wieder selbst hinterfragen und zu eigenen Lösungen finden müssen. Wichtig ist dabei stets Respekt gegenüber anderen, wobei auch hier die Grenzen ausgelotet werden müssen. *The Orville* bietet neben viel Humor auch viele Ansätze, über die es sich nachzudenken lohnt.

Hopepunk vs. Utopie

Im direkten Vergleich ist *The Orville* die hoffnungsvollere, positivere Serie, die den utopischen Geist früherer *Star Trek*-Serien wieder aufleben lässt. Gute und schlechte Gags inklusive. Doch auch wenn *The Orville* in den Zwischentönen durchaus aktuelle gesellschaftspolitische Themen anschneidet, fühlt sie sich wie ein Rückschritt in behaglichere, utopische Zeiten an. Die Serie zieht ihren Charme aus den positiven Erinnerungen an alte *Star Trek*-

Serien und ist leicht verdauliche Unterhaltung, da Konflikte meist innerhalb einer Folge gelöst werden und sich die Moral der Geschichten den Zuschauer*innen schnell erschließt.

Ähnlich wie bei *TNG* wirkt die Utopie in *The Orville* zu perfekt, um wahr zu sein. Im 21. Jahrhundert, wo uns schreckliche Nachrichten aus aller Welt in Sekundenschnelle in die Social-Media-Timelines gespült werden und wir tagtäglich sehen, welche Grausamkeiten Menschen anderen Menschen antun, erscheint uns ein Setting wie in *The Orville* wie ein unerreichbarer, utopischer Traum.

Zwar ist auch die Sternenflotte in *Discovery* Utopie, doch die Mitglieder scheitern an ihren eigenen hohen Idealen. Individuelle Machtinteressen stellen die junge Sternenflotte immer wieder vor Zerreißproben, und im Krieg gilt es zu oft die eigenen Moralvorstellungen gegen das nackte Überleben abzuwägen. Dennoch



entscheiden sich die Crewmitglieder der *Discovery* immer wieder für „das Richtige“ beziehungsweise das, was sie dafür halten.

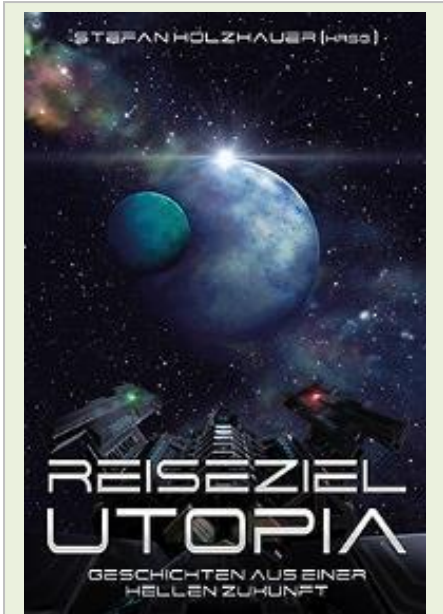
Diese Entscheidungen machen *Discovery* zu Hopepunk. Die Entscheidung, hilfsbereit und gütig zu sein. Seinen Rachegeleuten nicht nachzugeben. Einem absolut nicht-vertrauenswürdigem Fremden zu vertrauen, quasi als Akt radikaler Hoffnung. *Discovery* zeigt uns, dass wir uns

auch in Momenten, in denen Gewalt die beste Lösung zu sein scheint, dagegen entscheiden können. Vielleicht hätte Michael Burnham zu Beginn der dritten Staffel den Schmuggler Book überwältigen und sein Schiff stehlen können, um auf eigene Faust nach ihrer Crew zu suchen. Wer weiß, wie weit sie in dieser feindseligen Zukunft gekommen wäre. Aber sie hat sich entschieden, aus Book einen Verbündeten zu machen, ein steiniger

Weg, der ihr letztlich aber mehr Optionen und mehr Hoffnung bietet.

Auch wenn *The Orville* utopischer und behaglicher ist, hat *Discovery* mehr Bezüge zu unserer Lebenswirklichkeit und wirkt damit zeitgemäßer und glaubwürdiger. Während *The Orville* uns eine erstrebenswerte Zukunft zeigt, zeigt uns *Discovery* eine Zukunft, in der es sich lohnt, um das Erstrebenswerte zu kämpfen.





Herausgeber: Stefan Holzauer
Verlag: Edition Roter Drache
(2018)
Genre: Science Fiction

Taschenbuch
362 Seiten, 14,95 EUR
ISBN: 978-3946425458

Reiseziel Utopia

Eine Rezension von Swantje Niemann

Genervt vom Dystopienboom sammelte Stefan Holzauer utopische Geschichten, um den dystopischen Tendenzen der Gegenwart ein wenig Hoffnung entgegenzusetzen. Das Ergebnis: die 2018 erschienene Anthologie *Reiseziel Utopia*. Im Vorwort betont der Herausgeber, dass Utopien immer eine Frage der Perspektive und keineswegs konfliktfrei sind und entsprechend spannende Geschichten ermöglichen. Es steckt auch ein wenig Nostalgie in diesem Projekt: Vorwort und Klappentext beschwören das „Goldene Zeitalter“ der Science Fiction herauf, in dem neue Technologien und gesellschaftliche Entwicklungen mit Optimismus betrachtet wurden. Wie jede Anthologie ver-

sammelt *Reiseziel Utopia* Geschichten, denen verschiedene Philosophien zugrunde liegen, und sie entwerfen auch sehr verschiedene Gesellschaften der Zukunft. Aber vielleicht wegen des Anknüpfens an die Science-Fiction der Siebziger gibt es auch gewisse Trends: Viele Geschichten spielen in Raumschiffen, und oft verstehen sich die Raumschiffcrews als Vertreter*innen einer endlich vereinigten Menschheit.

Das Thema der Geschichten sind Gesellschaften und Technologien der Zukunft, doch die sind nicht mal eben schnell eingeführt und auserklärt. Die Autor*innen handhaben ihre Exposition verschieden elegant. Die erste Ge-

schichte, „Der Wunsch nach Rettung“ von Olaf Stieglitz, wartet zwar mit einem bildgewaltigen Ende auf, fordert von seinem Publikum aber auch einiges an Infodump-Toleranz, bis Leser*innen dorthin gelangen.

Ingo Muhs' „Der Fernhändler“ dagegen findet einen Weg, sogar als „Historische Exkurse“ betitelte Expositionssegmente mit der Handlung zu verflechten, weil sich in einem davon der große Twist der Geschichte versteckt. Wieder andere Geschichten wählen einen engen Fokus: Wir sehen nicht, wie die Welt als Ganzes aussieht, nur ein sehr spezifisches Problem, mit dem einzelne Figuren konfrontiert sind.

Beim „Wie“ des Übergangs von Gegenwart zu Zukunft gibt es einiges an *Handwaving*: Erfindungen, eine plötzlich zur Vernunft gekommene Menschheit, oder aber Aliens oder KIs, die kurzerhand die Kontrolle übernehmen, haben die Welten ge-

schaffen, durch die sich die Figuren bewegen. So einige Geschichten loten die Spannungen aus, die sich daraus ergeben, dass Menschen ihre dunklen Impulse nicht selbst in den Griff bekommen, sondern eine Lösung aufgezwungen bekommen haben.

Bei nahezu allen Geschichten hätte ich mir ein wenig mehr Eingehen auf die Übergangphasen gewünscht, fand das Entstehen der neuen Ordnungen ein wenig zu knapp und sauber abgehandelt und bedauerte, dass soziale Entwicklungen teilweise zugunsten der technischen vernachlässigt wurden. Doch gleichzeitig ist mir sehr bewusst, dass das Kurzgeschichtenformat solchen Ausführungen enge Grenzen auferlegt.

Ein paar Geschichten haben sich für mich sonderbar „retro“ angefühlt, wie Zukunftsvisionen aus der Vergangenheit, wieder andere erschienen mir aktueller oder sogar relativ zeitlos. Ich mochte

Anja Bagus' „Elysium“, eine Geschichte, die gezielt alle negativen Klischees über Computerspiele abrufft, um sie dann am Ende radikal umzudeuten, und fand interessant zu lesen, wo verschiedene Autor*innen die Grenze zwischen Nurture und Nature ziehen.

Andreas Raabes „Ringelrangelplatz“ ist die wahrscheinlich stilistisch spannendste Geschichte und eine der wenigen, die eine Zukunft entwerfen, die uns so fremd ist wie die Vergangenheit. Auch wenn das Szenario fantastisch ist, empfinde ich diese Fremdheit als sehr realistisch. Die Menschen hier leben lange Leben, wirken halb kindlich, halb uralt – und brauchen, wie sich herausstellt, immer noch einen Weg, sich mit ihrer angeborenen Neigung zu Konkurrenzverhalten und Gewaltbereitschaft auseinanderzusetzen.

Immer wieder wird der Erstkontakt zu Außerirdischen themati-

siert. Ich mochte die Geschichten, in denen Menschen als überlegene Bringer von Wissen und Technologien agieren, weniger, vielleicht wegen des historischen Ballasts des Tropes.

Die Ausnahme ist Olaf Stieglitz' zweite Geschichte in der Anthologie, „Der erste Schritt“. Darin stellt er die Idee rettender außerirdischer Einwirkung auf den Kopf. Anstatt dass andere die Probleme der Erde lösen, muss die Menschheit hier eine Aufgabe akzeptieren, von der sie überfordert ist. Niemand behauptet hier, dass Menschen besonders fähig oder moralisch sind – ihre einzige Qualifikation ist, dass sich die anderen Weltraumbewohner noch weniger zu Friedensstiftern eignen. Mir gefiel die Botschaft der Geschichte, dass eben nicht nur moralisch einwandfreie, perfekt vorbereite-

te Personen einen Anteil daran haben, eine bessere Welt zu schaffen, sondern auch überforderte Leute, die lediglich für sich in Anspruch nehmen können, dass sie zu den kleineren Übeln gehören und ihr Bestes geben.

Einige Geschichten spielen gekonnt mit den Besonderheiten von Weltraumreisen, um Konflikte heraufzubeschwören, wieder andere stellen die Idee ins Zentrum, dass eine utopische Gesellschaft nicht realisiert wird und dann einfach bestehen bleibt, sondern verteidigt und weiterentwickelt werden muss, was meiner Meinung nach ein wichtiger Punkt ist. Ein paar Beiträge laden dazu ein, ihnen zu widersprechen, zu erklären, wieso dieses Szenario einige entscheidende Mängel aufweist, oder halb neugierig, halb skeptisch Fragen nach den Dingen zu

stellen, die nicht beschrieben werden – das ist aber eher Stärke als Schwäche, denn damit hat die Anthologie ihr Ziel erreicht, zum Nachdenken anzuregen.

Fazit

Mein Fazit zu dieser Anthologie ist gemischt: Ich finde die Grundidee, sich von allzu leicht vorstellbaren Dystopien abzuwenden und sich stattdessen auszumalen, wie eine bessere Zukunft aussehen könnte, wichtig und zeitgemäß. Ich hätte mir jedoch statt des Anknüpfens an eine etablierte Tradition mehr Experimentierfreude und Gegenwartsbezug gewünscht – so einige heftig diskutierte Fragen der Gegenwart sind auffällig abwesend. Ich fände es spannend zu sehen, wie ein in der Atmosphäre von 2020 initiiertes 2. Teil aussähe.

Interview mit Jeremy Szal

geführt von Swantje Niemann

PHANTAST: Hallo Jeremy, würdest Du Dich unseren Leser*innen kurz vorstellen?

Jeremy Szal: Natürlich! Ich heiße Jeremy Szal und ich bin ein Science-Fiction-Autor aus Sydney (Australien). Ich mag Boutique Gins, seltsame Filme und scharfes Essen.

Ich habe meine Kindheit damit verbracht, Buchläden, Strände und die Grenzen der Geduld anderer Leute zu erkunden, was eine Menge erklären sollte. Ich habe Science Fiction immer geliebt, und dass ich es jetzt zu meinem Beruf gemacht habe, welche zu schreiben, ist ein wahrgewordener Traum.

PHANTAST: Vor einer Weile ist Dein Debütroman *Stormblood* erschienen – wie würdest Du den Inhalt für eine Person zusammenfassen, die noch nie davon gehört hat?

Jeremy Szal: *Mass Effect* meets *Blade Runner 2049!* Oder, falls du



© privat

einen natürlicheren Pitch wolltest: Es geht um Alien-DNS, die als Droge genutzt wird, welche ihre Nutzer*innen dauerhaft abhängig von Adrenalin und Aggression macht.

Es geht auch um Bruderschaft, Trauma, Verlust, blutsverwandte und gefundene Familien, und es passieren eine Menge klebriger und abgedrehter Dinge.

PHANTAST: *Stormblood* hat ein interessantes Setting. Welche Ecken von Compass (Schauplatz des Romans) würdest Du Dir am liebsten ansehen?

Jeremy Szal: Wenn ich mich entscheiden müsste, würde ich mir

einen Schutzanzug anziehen und mich zu den Ebenen der Aliens aufmachen, ihr Essen probieren und ihre Kultur kennenlernen. Falls das nicht klappt, würde ich viel Zeit auf den Oberen Märkten verbringen und mal schauen, welche illegale Alientechnologie ich da heimlich kaufen kann.

PHANTAST: Ich habe das Buch über die „Grimdark Fiction Readers and Writers Group“ kennengelernt und habe daher mit den düster-dreckigeren Aspekten des Romans gerechnet. Dass Freundschaft, Hoffnung und Vergebung auch wiederkehrende Motive waren, kam als (willkommene) Überraschung. Hast Du von Anfang an geplant, diese Themen in deinen Roman zu integrieren, oder hat sich das im Verlauf des Schreibprozesses ergeben?

Jeremy Szal: Danke! Ich bin sehr froh, dass diese Themen bei dir angekommen sind! Ich habe definitiv versucht, die dunkleren

Momente mit kleinen Bröckchen von Schönheit und Staunen zu verbinden. Die brutalen und harten Aspekte der Welt mit Freundlichkeit, Mitleid und Mitgefühl.

Ich wollte von Anfang an diese Balance haben, in den Figuren und der Welt, aber wie prominent diese Themen sein würden, hat sich organisch entwickelt, während ich das Buch schrieb. Je mehr sich die Chemie in Vakovs Freundschaften – in der Vergangenheit und der Gegenwart – entwickelte, desto mehr habe ich verstanden, dass das eine versteckte Stärke ist und dass ich mich darauf einlassen sollte.

Das Buch beginnt mehr oder weniger mit Vakov als Einzeltäter, mit der Ausnahme von Grim (Vakovs bestem Freund). Das war beabsichtigt. Ich wollte, dass er sich ändert, aber als diese Veränderungen sich mehr und mehr mit seinen sich entwickelnden Beziehungen verban-

den, habe ich das als eine Richtung erkannt, die ich für mich annehmen wollte.

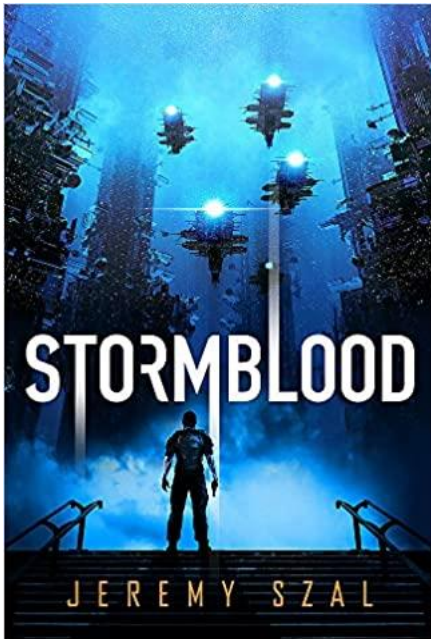
PHANTAST: Gibt es kleine Informationsbröckchen über die Welt und die Figuren, die Du sehr magst, aber die es nicht ins Buch geschafft haben?

Jeremy Szal: Der erste Entwurf hatte ein bisschen mehr Text über New Vladivostok und darüber, wie nicht-sexualisierte Nacktheit dort kein Problem ist (ähnlich wie viele europäische Länder sehr entspannte Gesetze rund um Nacktheit haben, während wir in den anglophonen Ländern angesichts der bloßen Andeutung durchdrehen, dass eine Frau in der Öffentlichkeit stillt).

Da war auch ein bisschen mehr über den Unfug, den Vak und Grim anstellen, aber abgesehen davon hat es fast alles, was ich ursprünglich geschrieben habe, auf die Buchseiten geschafft.

PHANTAST: Sorry, aber ich muss einfach fragen: Führt Vakov mittlerweile eine Strichliste, wie oft er gefangengenommen wurde?

Jeremy Szal: Das traut er sich nicht. Grim könnte es herausfinden und zu dem Schluss kommen, dass Vakov es genießt, gefangengenommen und verprügelt zu werden. Falls das passierte, hätte der arme Kerl keine ruhige Minute mehr – mit all den



Streichen, die sich Grim einfallen ließe. Es ist aber nicht Vakovs Schuld, es ist die Alien-DNS in ihm. Ich meine, man kann nie wissen, was die Shenoi so im Verlauf all dieser Jahrtausende getrieben haben ...

PHANTAST: Wenn ich mich richtig erinnere, arbeitest Du gerade an Teil 2. Ist der Arbeitsprozess bei einer Fortsetzung anders als beim Schreiben des ersten Bandes in einer Serie? Wie gehst Du mit den Erwartungen der Lesenden um?

Jeremy Szal: Absolut. Beim ersten Buch habe ich einfach drauflosgeschrieben, die Geschichte erzählt, die ich erzählen wollte, ohne allzu viel darüber nachzudenken. Jetzt ist der Lehm geformt und die Regeln sind restriktiver. Ich habe Handlungsbögen, die ich fortsetzen, Figurenpersönlichkeiten, mit denen ich arbeiten und die ich entwickeln muss, und Handlungsstränge, für die ich Antworten

brauche. Und neben all dem muss ich im Hinterkopf behalten, welche Konsequenzen sich im dritten und letzten Buch ergeben. Es ist also eine ganz andere und sehr viel kompliziertere Sache.

PHANTAST: Was sind Deine liebsten Science-Fiction-Romane?

Jeremy Szal: Die *Red Rising*-Serie von Pierce Brown, die *The Culture*-Serie von Ian M. Banks. Alles von Alastair Reynolds und Lauren Beukes. *Altered Carbon* von Richard K. Morgan.

PHANTAST: Du hast kreatives Schreiben studiert, und als Person, die es mehr so learning-by-doing-mäßig gelernt hat bzw. immer noch lernt, bin ich neugierig, wie Dir das beim Entwickeln Deines Schreibhandwerks geholfen hat?

Jeremy Szal: An der Uni, an der ich war, hat man über Fantasy und Science Fiction die Stirn gerunzelt, aber es war immerhin

nicht verboten, diese Genres zu schreiben. Also habe ich Wege gefunden, sie in meine Texte zu schummeln.

Ich würde sagen, dass mir die Filmstudien weitaus mehr geholfen haben, da Drehbuchstudien mehr darauf ausgerichtet sind, wie man das Publikum mit seiner Geschichte quasi in der Magenröhre erwischt und Figurenentwicklung und Worldbuilding verbindet. Deutlich mehr als das, was ich in meinen Prosa-Kursen schreiben sollte.

PHANTAST: Wenn Du über die Zukunft nachdenkst, bist Du dann eher optimistisch oder pessimistisch? Was bereitet Dir Sorgen, und was stimmt Dich hoffnungsvoll?

Jeremy Szal: Nun ja, ich glaube nicht, dass sich gerade irgendjemand keine Sorgen um Covid-19 macht. Aber letzten Endes habe ich Hoffnung. Der menschliche Geist überdauert und so weiter.

PHANTAST: Denkst Du, Fiktion kann die Zukunft beeinflussen?

Jeremy Szal: Absolut. Ich drücke die Daumen, dass wir eine Zukunft à la The Culture bekommen.

PHANTAST: Da wir gerade schon über die Macht der Literatur und die Mittel zur Bewältigung der Gegenwart, die wir darin finden, reden: Gibt es ein offizielles Rezept für den „Reaper’s Bane“?

Jeremy Szal: Ja, das gibt es! Ca. 75 ml gekühlter Gin (mit mindestens zehn Botanicals), Beerenlikör, eine großzügige Dosis Zitrone, ein Schluck Blue Curaçao (nicht zu viel, sonst wird es zu süß). Gefrorene Beeren sind optional. Je nachdem, wie schlecht dein Tag ist, ergänze großzügige Mengen Gin. Prost!

Anmerkung der Redaktion: Das ist genauso alkoholisch, wie es klingt.

PHANTAST: Herzlichen Dank für das Interview!

[Rezension zu Stormblood](#)

The Ones Who Imagine Utopia

Ein Artikel von Swantje Niemann

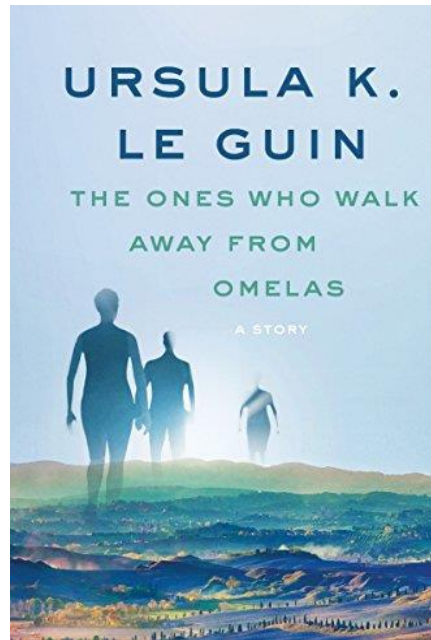
[Achtung: Spoiler für „The Ones Who Walk Away from Omelas“ und „The Ones Who Stay and Fight“]

1971 schrieb Ursula K. Le Guin eine Kurzgeschichte, in der die Erzählinstanz ihre Adressat*innen vor eine herausfordernde Aufgabe stellte: Denk dir eine Stadt, in der Menschen – keine Personen mit simpleren, unschuldigeren Gemütern, sondern Leute, die ebenso komplex sind wie wir selbst – glücklich sind und ein Leben ohne Hierarchien, ohne die Notwendigkeit vieler Regeln führen.

Das ist die Realität von Omelas, und die Erzählinstanz macht sich

über unsere Unfähigkeit lustig, sie zu akzeptieren.

Immersive Beschreibungen des Sommerfestes mit seinen Prozes-



sionen wechseln sich mit Passagen ab, in denen es klingt, als würde die Erzählinstanz die Stadt Stück für Stück erfinden, sich überlegen, wie eine utopische Gesellschaft aussehen könnte. Es gibt Religion, aber keinen Klerus, Erfindungen, die den Alltag leichter machen, aber keine Autos und Hubschrauber. Menschen üben sich in Kunst und Gelehrsamkeit, was wiederum von anderen wertgeschätzt wird.

Die Erzählinstanz zerstreut unseren fortgesetzten Unglauben und liefert uns schließlich den Haken, der Omelas vermeintlich glaubwürdig machen wird: Alle Bewohner*innen der Stadt wissen,

womit ihr Glück erkaufte ist – in einem Keller lebt ein Kind in Dreck, Angst und Dunkelheit, von Erwachsenen, die ihm jede Zuwendung verweigern, spärlich mit Nahrung versorgt. Sein Elend ist der Preis für das Wohlergehen von Omelas. Alle wissen es, sind empört und schließlich resigniert. Diejenigen, die das nicht hinnehmen können, sind *the ones who walk away from Omelas*.

Meine erste Interpretation der Geschichte war, dass es kein Kind gibt – es gibt keinen logischen Grund, wieso aus seinem Leid Glück und Gleichheit für alle anderen entspringen sollte, und so bin ich davon ausgegangen, dass die Erzählinstanz es erfunden hat, um unseren Wunsch nach einer Schattenseite zu befriedigen.

Andere Interpretationen (natürlich bin ich nicht die Erste, die einen Artikel über Le Guins Kurzgeschichte und N. K. Jemi-

sins Antwort auf diese schreibt) sind, dass es sich um eine Metapher für Leben im Kapitalismus handelt oder für die Unmöglichkeit einer vollkommenen Utopie.

Fast fünfzig Jahre später antwortete N. K. Jemisin mit „The Ones Who Stay and Fight“ auf Le Guins Geschichte. Die Parallelen gehen über den Titel hinaus: Auch hier tauchen wir in das Gewimmel eines Festes ein, bei dem Freude allgegenwärtig ist. Auch hier wendet sich die Erzählinstanz direkt an ihre imaginierten Adressat*innen, in die sich das Publikum unwillkürlich hineinversetzt. Sie spottet und appelliert und betont, dass Um-Helat, die Stadt, die sie beschreibt, kein Omelas ist.

Auch diese Utopie hat „blutige Zähne“, wie es in der Geschichte heißt, aber sie schließen sich nicht über einem Kind, sondern über denjenigen, die es bedrohen, weil sie die mühevoll verbannte Idee zurückbringen wol-

len, dass einige Menschen mehr wert sind als andere.

N. K. Jemisin wählt eine bewusste sprachliche Parallele zu Le Guins berühmtem Zitat über den Verrat der Kunst, die uns nur Schmerz als intellektuell und Freude als naiv verkaufen will, aber ihre Erzählinstanz nimmt nicht Leid idealisierende Künstler*innen aufs Korn, sondern diejenigen, die aus unlauteren Absichten heraus verleugnen, dass einige Menschen im Namen des Toleranzparadoxes aufgehalten werden müssen. Das ist eine Lektion, die Um-Helat aus seiner Geschichte gelernt hat – es ist explizit ein postkoloniales Utopia, das seiner Vergangenheit bzw. einer sorgfältig kuratierten Version ins Auge sieht.

Um-Helat hat einen stärkeren Bezug auf eine konkrete Situation in der Realität als Omelas. Es ist als Antithese zum „barbarischen Amerika“ konzipiert, und Vielfalt, Vielsprachigkeit, Res-

pekt vor Unterschieden in Meinung, Erscheinung, kulturellen Praktiken und Lebensentwürfen sind essenziell. Um-Helat ist futuristischer als Omelas, aber die erzählende Person (die Um-Helat bewundert, aber nicht zu seinen Bewohner*innen zählt) teilt die Antizipation von Unglauben. Herablassend tadelt sie ihre imaginären Adressat*innen für den Glauben daran, dass Intoleranz, Sexismus und Gier unausweichlich seien. Und wie in Le Guins

Geschichte zeigt sie den Preis ihrer Utopie.

Denn Um-Helat existiert nicht in unserer Welt, aber auch nicht unabhängig von ihr – die Stadt liegt in einem alternativen Universum, und dank ihrer futuristischen Technologien können rebellische Bewohner*innen Um-Helats einen Blick in unseres erhaschen. Und hier kommen die „Social Workers“ ins Spiel – Menschen wie die mit Zuneigung und Respekt geschilderte Frau, die einen Mann tötet, der sich mit unseren Ideen von mehr oder weniger wichtigen Menschen „infiziert“ hat und sie weiterzuverbreiten droht.

Die Erzählinstanz verteidigt Um-Helats Gesetze gegen einen Einblick in unser Universum. Manche Ideen sind so gefährlich, dass niemand mit ihnen in Berührung kommen sollte, und eine Gesellschaft wie die, die sie schildert, muss manchmal kompromisslos erkämpft und verteidigt werden.

Die Geschichte endet mit einem Appell an die Adressat*innen, an uns: Du hast Um-Helat gesehen. Kannst du daran glauben, dass es möglich ist? Wirst du dafür kämpfen, es in deiner Welt zu realisieren? „The Ones Who Stay and Fight“ nimmt die Antwort vorweg. Wir haben die ausgestreckte Hand ergriffen, jetzt ist es an der Zeit, mit der – konfliktvollen, vielleicht blutigen – Arbeit zu beginnen.

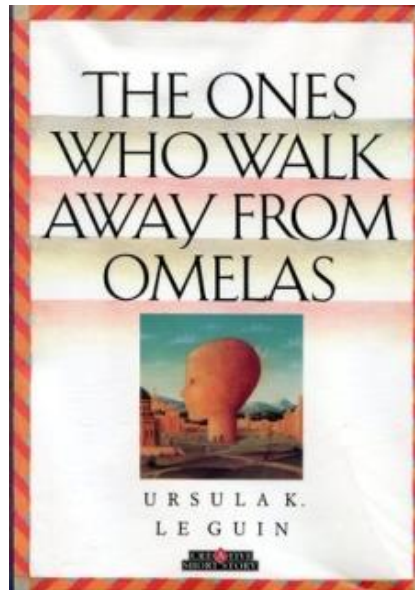
Es sind Geschichten, welche die Lesenden nachdenklich zurücklassen, und ich kann nur empfehlen, sie in voller Länge zu lesen, denn sie beide schaffen es, auf ihrer kurzen Länge eine Menge Passagen unterzubringen, die ein zweites oder drittes Mal gelesen, zitiert und sorgfältig überdacht sein wollen. Es sind Geschichten, die dazu einladen, sich in sie hineinzusetzen, aber auch mit ihnen zu streiten. Beide sind online verfügbar. Es gäbe noch so einiges über viele ihrer Aspekte zu sagen, und dass ich hier ihre



Enden verrate, dürfte das Leseerlebnis nur minimal beeinträchtigen, weil sie voller Details und Formulierungen stecken, die entweder einprägsame Bilder entstehen lassen oder Gedanken, die Lesende noch eine Weile begleiten.

Einer davon, der sich mir besonders eingeprägt hat, ist die Frage, warum es uns so schwerfällt zu akzeptieren, dass Menschen einander aufrichtig unterstützen und gleichberechtigt leben können. Als Autorin habe ich darin auch eine Herausforderung an Autor*innen gesehen, welche den Pessimismus und Zynismus, der unsere Kultur durchzieht, mit zu verantworten haben. Klar, Konflikte ergeben gute Geschichten, und Gesellschaften, deren

Wohlergehen ein dünner Schleier über Abgründen ist, liefern eine Menge Konflikte. Doch ich beginne mich zu fragen, was der Preis dieser „guten Geschichten“ ist, wenn sie nahezu unangefochten den Buchmarkt regieren.



Links:

<https://medium.com/@rhondawatts/the-ones-who-walk-away-and-the-ones-who-stay-and-fight-social-justice-in-science-fiction-3849f933da2>

<https://www.theparisreview.org/blog/2018/12/03/a-true-utopia-an-interview-with-n-k-jemisin/>

<https://wrathofthebitchqueen.com/2020/04/25/short-story-saturday-the-ones-who-stay-and-fight/>

<https://classicsofsciencefiction.com/2020/04/11/a-philosophical-conversation-between-two-short-stories/>





Autor: Kim Stanley Robinson
Verlag: Heyne (2016)
Reihe: Die *Kalifornien-Trilogie*,
Band 3
Originaltitel: *Pacific Edge*
Aus dem Amerikanischen von
Michael Kubiak
Genre: Science Fiction

eBook, 5,99 EUR
ISBN: 978-3641208738

Pazifische Grenze

Eine Rezension von Almut Oetjen

Orange County, Südkalifornien, im Jahr 2065: Der 32-jährige Kevin Claiborne baut umweltfreundliche Häuser und wurde gerade in den Stadtrat von El Modena gewählt. Seit seiner Kindheit liebt er Ramona Sanchez, die derzeit mit dem Bürgermeister Alfredo Blair zusammen ist. Alfredo ist CEO des medizintechnischen Unternehmens Heartech. Er will ein geschütztes Stück Wildnis, den Rattlesnake Hill, in Bauland umwidmen und wirtschaftlich nutzen.

Kevin bedeutet der Rattlesnake Hill viel, ist er doch verbunden mit Erinnerungen an früher sowie ein wichtiger Ort für seinen Großvater Tom, der dort seinen Alterswohnsitz hat. Als Alfredo und Ramona sich trennen,

kommt Kevin mit seiner großen Liebe zusammen.

Dies bildet den Ausgangspunkt für zwei Kämpfe, die Kevin zu führen hat. Er wird sie beide verlieren, daran jedoch nicht zugrunde gehen.

Teil eines Triptychons

Als *Pacific Edge* wurde der Roman 1990 in den USA veröffentlicht, die deutsche Fassung folgte zwei Jahre später. Es ist der dritte Teil des Triptychons *Three Californias* (*Die Kalifornien-Trilogie*). Robinson entwickelt darin drei Szenarien für die Zukunft Kaliforniens. Der erste Band, *The Wild Shore* (1983; *Das wilde Ufer*, 1986), erzählt von der selbstverursachten Apokalypse. Überle-

bende in einer Siedlung entwickeln sich von der Hochkultur zurück in den Tribalismus und sind bestimmt durch die Probleme ihrer Existenzsicherung. Der zweite Band, *The Gold Coast* (1988; *Goldküste*, 1989), beschreibt entfesselten Kapitalismus, die zerstörerische Wirkung dramatischer Umverteilung und Wohlstandsunterschiede.

Südkalifornien in *Pazifische Grenze* ist ein lebensfroher und hoffnungsvoller Ort, der sich aus einer düsteren Zeit entwickelt hat, die als Gefahr im Hintergrund mitschwingt. Von dieser Zeit berichten die Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahr 2012, die einigen Kapiteln vorangestellt sind.

Neue lokale Gemeinschaften entstehen, die gesellschaftliche Infrastruktur ist an ökologischen Kriterien ausgerichtet. Gesetze begrenzen die Größe von Unternehmen. Die Bereitstellung existenzieller Güter, wie Strom und Trinkwasser, erfolgt wieder

durch den Staat, weshalb es keine Orientierung mehr an steigenden Gewinnen gibt, sondern am Bedarf.

Im Systemwandel deutet sich eine parlamentarische Demokratie an. Es gibt politische Verhandlungen, Lobbying, auch Missbrauch von in der Entwicklung befindlichen Institutionen (Bürokratie). Erfolge sind grundsätzlich nur in kleinen Schritten realisierbar. Sehr schön wird vieles hiervon im Zusammenhang der Gespräche über die Zukunft des Rattlesnake Hill verdeutlicht.

Gesellschaftlicher Neustart mit Vergangenheit

Man könnte *Pazifische Grenze* als ökologische Utopie verstehen, in der sich die Menschen schnell und adäquat an den Klimawandel anpassen. Die Energieverbrauchsseite der Gesellschaft ist ein zentrales Argument in der Adaptionpolitik. Zu den Fortbewegungsmitteln gehören das

Fahrrad und durch menschliche Kraft betriebene Flugmaschinen. Auf den wenigen verbliebenen Straßen kann man mit elektrischen Mietwagen fahren.

Es geht in eine hoffnungsvolle Zukunft, in der Menschen im Einklang mit der Natur zu leben lernen und daran arbeiten, eine Welt wiederaufzubauen, die in langen Jahrzehnten der Überbevölkerung, rücksichtslosen Ausbeutung natürlicher Ressourcen und der Umwelt sowie exzessiven Konsums zerstört wurde.

Robinsons *Pazifische Grenze* ist keine Utopie. Zu Beginn des vierten Kapitels lesen wir Ausführungen zu Utopien. Zusammengefasst wären sie hiernach ein geschichtsloser Neustart.

Utopia ist nicht der Ort, den man irgendwann erreichen oder realisieren kann. Utopia ist eher eine Art Benchmark, ein perfekter Ort, den man sich als Orientierungsmarke nimmt, um sich unter den jeweils erreichten Bedingungen sozial- und umweltver-

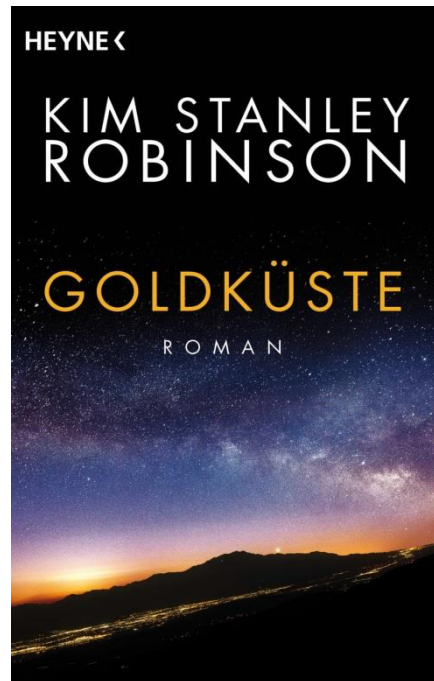
träglich weiterentwickeln zu können. Utopia wird so zu einem Prozess, der den Weg in eine bessere Welt beschreibt. Wobei der Weg offensichtlich wichtiger ist als der nicht erreichbare Endzustand.

Zwei verbundene Konfliktlinien bestimmen die Handlung

Eine Utopie ist nicht nur eine Form der Erstarrung, sondern immer auch etwas Großes. Robinson entwickelt nicht die Konkretisierung eines großen Traumes, sondern bewegt sich konsequent im Kleinen und Alltäglichen. *Pazifische Grenze* vermittelt sein Anliegen entlang zweier Grundkonflikte. Ein Konflikt äußert sich darin, dass es zwei alternative Nutzungen für das Ökotoptop Rattlesnake Hill gibt: es in seiner natürlichen Form zu belassen und nicht in seine Entwicklung einzugreifen (Wildnis) oder es der kommerziellen Nutzung zugänglich zu machen und profitabel umzugestalten.

Interessant ist, dass auch die ökologisch weniger attraktive Alternative eben immer noch relativ attraktiv ist.

Der zweite Konflikt bezieht sich auf das erzählerische Hauptpersonal. Kevin und Alfredo, Freunde aus Kindertagen, lieben beide Ramona, die den Weg von Alfredo zu Kevin und wieder zurück geht. Die Lösung dieses Konflikts erfolgt zivilisiert und



endet mit einer Hochzeit. Der erste Konflikt spiegelt sich offensichtlich im zweiten.

Opa ist keine Umweltsau, sondern geschichtliches Bewusstsein und moralischer Kompass

Verbunden sind die Bücher nicht nur durch den Handlungsort und die ungefähr übereinstimmende Handlungszeit. Manche Figuren ähneln sich, tragen jedoch andere Namen. Tom Barnard ist der Großvater des jeweiligen Protagonisten. Er ist biologischer Verwandter allein Kevins. Er ist immer 81 Jahre alt, aber zu verschiedenen Zeiten und immer zugleich als Überlebender Lektion der Vergangenheit und Stimme der Hoffnung für die Zukunft.

Der im Einklang mit der Natur lebende Tom ist der Anker und die wichtigste Figur in *Pazifische Grenze*. Durch ihn wird deutlich, dass die Vergangenheit teils in der Gegenwart aufgehoben ist, teils wie eine Warnung über den

Menschen schwebt. Tom setzt die Erzählung in einen philosophischen Kontext.

Tom hat Erinnerungen an seinen Aufenthalt in einem Internierungslager, weil er als radikaler Antikapitalist eingestuft wurde. Seine Vergangenheit ist die Größe, die ihn zum Nachdenken über die Gegenwart bringt, bei ihm findet man Gedanken und Gefühle der Hoffnung. Er trägt durch seine Erfahrungen und sein Wissen dazu bei, dass die Menschen dieser Zukunftsvision ihren ökologischen Fußabdruck spürbar verkleinern, und zwar auf direktem Wege, nicht über dubiose, marktfähige Kompensationsmechanismen. Er ist auch verantwortlich für die Gesetze, die den expansiven Drang von Konzernbossen zügeln. Oder für

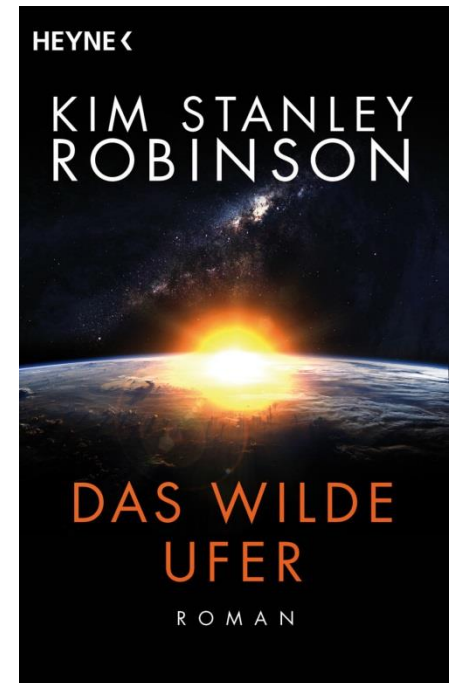
eine gesellschaftlich und ökologisch intelligenterer Energie- und Trinkwasserpolitik.

Fazit

Kim Stanley Robinson entwickelt in seinem dreißig Jahre alten Zukunftsroman einen exemplarischen Mikrokosmos, der, nachdem er in vielfältiger Weise überausgebeutet wurde, einen Neuanfang versucht. Es geht um nachhaltige Entwicklung, Leben im Einklang mit den Umweltbedingungen, materielle Zufriedenheit als Ersatz für Gier und einige Dinge mehr.

Pazifische Grenze ist keine Utopie, sondern beschreibt ein soziales Experiment, einen ausdrücklichen Regionalentwurf, dessen Qualität sich bestimmt über den

Abstand zu einem utopischen Idealentwurf. Dargestellt wird der normale Alltag in einer Gemeinschaft, nicht Abenteuer und Weltenrettung durch einen heldenhaften Erlöser.



Steampunk – mehr als Nostalgie

Ein Artikel von Swantje Niemann

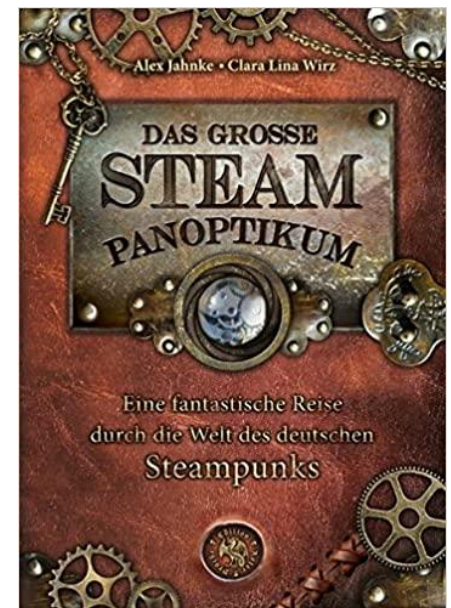
Science Fiction ist als das Genre bekannt, das seinen Blick in die Zukunft richtet. Aber gelegentlich erfindet es auch die Vergangenheit neu – oder bringt sie zurück. Das vielleicht bekannteste Beispiel dafür ist der vom viktorianischen Zeitalter und seinen Technologien inspirierte Steampunk, der, je nachdem, wen man fragt, ein Genre, eine Philosophie oder eine bloße Ästhetik ist. Hier existieren Nostalgie und Zukunftsorientierung in einer mal unbehaglichen, mal sehr produktiven Mischung.

Steampunk als literarisches Genre erfuhr ca. zwischen 2009 und 2013 einen kurzen Hype, schaffte aber nie den Sprung in den Mainstream. Dennoch haben sich

ein paar deutschsprachige Autor*innen und Kleinverlage in das Genre verliebt, und so kommen nach wie vor steampunkige Veröffentlichungen heraus.

Vielleicht relevanter als Steampunk-Literatur ist die handwerkliche Seite des Steampunk: Neben einem markanten Kleidungsstil, der Retro-Science-Fiction-Details, die Mode des 19. Jahrhunderts und zeitgenössische Elemente mischt, ist Steampunk auch eng mit Basteln und der Rekombination und dem Umfunktionieren von Altem verbunden. Das Resultat sind oft verspielte ästhetische Experimente, aber dem ganzen liegt auch der Anspruch zu Grunde,

sich Technologien kreativ anzueignen, statt ihnen als reine Konsumierende gegenüberzustehen, und sich z. B. geplanter Obsoleszenz zu verweigern. Die beiden aufwändig gestalteten Bücher



Das große Steampanoptikum und Steampunk Mechanics zeigen eindrucksvoll, wie visuell beeindruckend Steampunk-Kunst sein kann.

Die Lektüre von im 19. Jahrhundert angesiedelter oder es visuell zitierender Literatur beschwört oft ein Gefühl herauf, dass sich die Zeit gleichzeitig verlangsamt und beschleunigt: Wir sind in diesen Geschichten von Gegenständen und Einstellungen um-

geben, die wir als altmodisch empfinden. Teilweise kommen sie charmant, skurril und gemütlich daher, teilweise einschränkend und belastend.

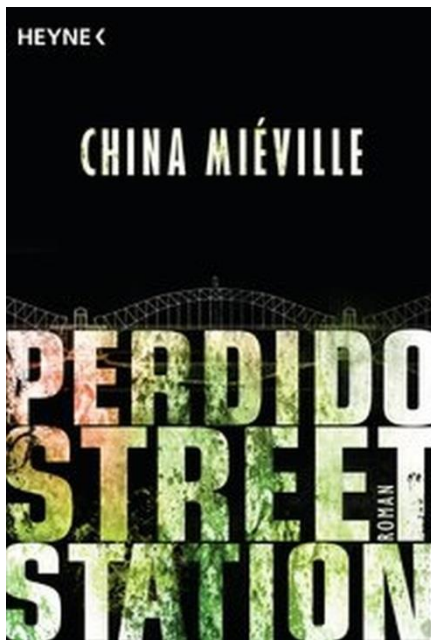
Gleichzeitig wird jedoch eine Zeit heraufbeschworen, in der technische und soziale Entwicklungen eine große Beschleunigung erfuhren, was die Fantasie von Zeitgenossen ebenso beflügelte wie die von Menschen in der Gegenwart. Beispiele wären der Kampf um Frauenrechte oder gegen Kolonialherrschaft oder das Aufkommen von Arbeiter*innen-Bewegungen.

Der Umgang von Steampunk-Autor*innen damit ist verschieden. Gerade in leichteren, humorvolleren Geschichten wird die Existenz einer riesigen sozialen Schere und der Ursprung europäischen Wohlstands in Unterdrückung anderswo nur kurz demonstrativ anerkannt, bevor wir wieder in die Perspektive von Figuren zurückkehren, in deren Welt das nur am Rande

vorkommt. Andere Romane hingegen beschwören Steampunkmetropolen herauf, die eher an Friedrich Engels' Schilderungen der Slums englischer Städte im 19. Jahrhundert erinnern, und lassen ihre Hauptfiguren deren dunkle Ecken erkunden. Aber oft gibt es einen Gegensatz zwischen technischem Fortschritt und sozialem Stillstand.

2010 warf Catherynne Valente Vertreter*innen des Genres vor, ständig darüber zu reden, was Steampunk sein könnte, ohne diesen ehrgeizigen Ankündigungen Taten folgen zu lassen (i). Sie nannte das Genre zu „*inherently nostalgic, conservative, and comfort-oriented*“, um das Suffix „-punk“ wirklich zu verdienen, und verwies auf die wachsende Formelhaftigkeit und Gleichförmigkeit von Steampunkkunst.

Charles Stross schrieb einen wütenden Artikel über die gedankenlose Romantisierung eines



undemokratischen, imperialistischen Zeitalters im Steampunk (ii). Ich würde argumentieren, dass die von ihm gewünschten Geschichten, welche Imperialismus und Elend nicht ausblenden, sondern definieren, existieren, aber ich frage mich auch, ob Bücher, die vermitteln, dass die Lebensbedingungen im 19. Jahrhundert mies waren, aber dann weitestgehend an diesem Punkt verharren, aus einer politischen Perspektive so viel besser sind. (Yup, das ist ein Selbst-Callout. Für auf die dunklen Seiten von Industrialisierung fokussierten, aber mit wütender Energie gefüllten Secondary-World-Steampunk empfehle ich China Miévilles *Perdido Street Station*.)

Vorsichtig optimistischer kommt Diana M. Phos Essay „Punking the Other: On the Performance of Racial and National Identity in Steampunk“ von 2016 daher, wo die Autorin die nostalgisch-konservativen Seiten des Steam-punks seinem Potenzial gegen-

überstellt, durch alternative Geschichte darauf aufmerksam zu machen, wie flexibel nationale Identitäten sind. Sie erzählt von gelungenen, misslungenen und ambivalenter Verwendung von Steampunk-Bildsprache in Musikvideos, die emanzipatorische Geschichten erzählen oder mit Klischees altmodischer Britishness spielen, sowie Fragen von Repräsentation und Aneignung in der Steampunkszene. Ein besonders spannender Aspekt ist „Steamfunk“, eine Bewegung von Steam-punks aus Afrika und der afrikanischen Diaspora, welche den Eurozentrismus des Steampunk herausfordert (iii).

Und genau darum soll es in diesem Artikel gehen: Steampunkgeschichten, die alternative, empowernde Vergangenheiten und Zukünfte schildern. Denn das Genre ist zwar nicht inhärent progressiv (und bringt vielleicht sogar seine ganz eigenen Herausforderungen für diesen Typ von Geschichte mit), aber in den

letzten Jahren haben Autor*innen unter Beweis gestellt, dass Steampunk originell und politisch sein kann.

Zwei meiner absoluten diesbezüglichen Favoriten sind N. K. Jemisin's Kurzgeschichte „The Effluent Engine“ und P. Djéli Clarks Novelle „The Black God's Drums“. Beide verbinden die Haitianische Revolution mit anachronistischen Technologien, und schildern selbstbewusste Schwarze, queere Amerikaner*innen, welche sich mit Spionage, Luftschiffen und, im Fall von „The Black God's Drums“, auch mit übernatürlicher Unterstützung gegen Versuche wehren, ihnen die neugewonnene Freiheit wieder zu nehmen.

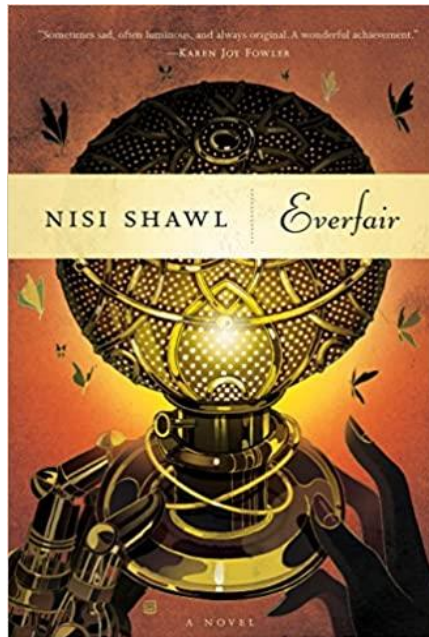
Kurzgeschichte und Novelle sind spannende, originelle Geschichten, die auf wenigen Seiten eine Menge cooles Worldbuilding betreiben und es Leser*innen erlauben, einprägsamen, tatkräftigen Protagonistinnen über die Schulter zu schauen. Aber dar-

über hinaus tragen sie auch zur Bildung des Publikums bei, indem sie es an einen erfolgreichen Aufstand schwarzer Sklav*innen gegen ihre Unterdrücker*innen erinnern und damit verbreiteten historischen Narrativen widersprechen, welche die Sklav*innen als passive Opfer zeichnen, die keinen Anteil an ihrer Befreiung hatten.

Nisi Shawl schildert in *Everfair* einen alternativen Kongo des 19. Jahrhunderts, in dem sich die Einheimischen und englische Sozialist*innen zusammengetan haben, um ein großes Gebiet dem Einfluss König Leopolds zu entziehen. An die Stelle eines der berüchtigtsten kolonialen Regimes tritt in dieser alternativen, mit steampunkigen Erfindungen angereicherten Geschichte ein utopisches Projekt.

Jeannie Lin entwirft in *Gunpowder Alchemy* eine alternative Geschichte der Opium-Kriege und spekuliert darüber, welche

steam- oder besser gesagt: gunpowderpunkigen Technologien auf der Basis chinesischer Medizin und Wissenschaft hätten entstehen können. Viele der Nebenfiguren sind reale historische Persönlichkeiten oder basieren auf solchen, wie z. B. die Rebell*innenführerin Lady Su, die auf Su Sanniang basiert, welche von Jeannie Lin als „female Robin Hood of sorts“ bezeichnet wird (iv).



Auch in Deutschland gibt es Versuche, mit dem im Steampunk verbreiteten Eurozentrismus zu brechen. In *Die verlorene Puppe* schilderten Judith und Christian Vogt ein Südamerika, das sich unbeeinträchtigt von Kolonisation entwickeln konnte, und der „Art Skript Phantastik“-Verlag realisiert in diesem Jahr die lange geplante Veröffentlichung der *Steampunk-Akte Asien*, der Blogposts zu den Themen Recherche und Orientalismus vorausgingen, was auf einen hohen Anspruch der Herausgeber*innen bezüglich respektvoller und akkurater Darstellung nicht-europäischer Kulturen hindeutet. Doch bereits in anderen Anthologien des Verlags beschränkten sich die Autor*innen nicht auf das Erzählen aus einer europäischen Perspektive.

Zum Beispiel entwarf Sabrina Zelezny in ihrer Steampunk-Kurzgeschichte „Das Türkis des vergessenen Sommers“ ein von erstickender Luftverschmutzung

durchzogenes Buenos Aires, in dem Farben ein Luxus sind, der nur der Oberschicht zugänglich ist und von dieser mit brutalen Mitteln verteidigt wird. Protagonistin Kayla gerät in Gefahr, als sie dieses Privileg herausfordert – und entkommt ihr vorläufig mit Hilfe ihrer Erinnerungen an das Wissen der indigenen Bevölkerung des Landes. Das Luftschiff, das ihr Vater aus Müll gebaut hat, verspricht schließlich eine größere Flucht. Die Geschichte ist ein spannendes Beispiel für die interkulturellen Aspekte von Steampunk: Sie erzählt von Unterdrückung und dem Versuch, sich ihr zu entziehen, und die Figuren finden ihre Werkzeuge dafür gleichermaßen in ihrem kulturellen Erbe und in moderner Technik, deren Bestandteile sie kreativ rekombinieren.

Aber es ist nicht nur Eurozentrismus, mit dem es zeitgenössische Steampunkautor*innen aufnehmen. Amalia Zeichnerin

schreibt z. B. Steampunkkrimis, in denen queere Figuren im Zentrum der Geschichte stehen und sich von einer intoleranten Gesellschaft nicht davon abhalten lassen, glückliche Beziehungen zu führen und einander zu unterstützen. Gerade das ist eine angenehme Abwechslung zu historischen Romanen, in denen LGBT+-Figuren, wenn sie überhaupt auftreten, oft einsame, tragische Nebenfiguren sind. Und die selbstbewussten queeren Figuren in „The Black God’s Drums“ und „The Effluent Engine“ habe ich bereits erwähnt. Steampunkromane liefern die Möglichkeit, Menschen, die in Geschichtsdarstellungen gerne unsichtbar gemacht werden, quasi in die Geschichte des 19. Jahrhunderts zurückzuschreiben, und so einige Autor*innen nutzen sie.

Das Genre bedient sich auch seiner phantastischen Elemente, um (historische) Agency menschlicher, technischer und natürlicher

Akteur*innen zu erkunden: Die Puppen-Romane von Judith und Christian Vogt, aber auch Kurzgeschichten wie „Der Automat“ von Fabian Dombrowski setzen sich mit der Fähigkeit von Individuen und Umständen auseinander, einzelnen Leben oder der ganzen Weltgeschichte eine neue Wendung zu geben.

Doch nicht alle Steampunkromane erfinden die Vergangenheit neu. Einige von ihnen sind auch in der mehr oder weniger fernen Zukunft angesiedelt. Zum Beispiel schildert Sarah Stoffers in *Berlin – Rostiges Herz* ein schillerndes, nach einer Krise auferstandenes Berlin der Zukunft, in dem der Fakt, dass die Protagonistin eine lesbische Woman of Color ist, als angenehm selbstverständlich wahrgenommen wird. Weitaus entscheidender ist die Kluft zwischen Zauber*innen und Erfinder*innen.

Berlin – Rostiges Herz ist nicht der einzige Roman, der Steampunk statt in der Vergangenheit in der

Zukunft verortet. Postapokalypse/Zukunft plus Steampunk klingt zuerst nach einer seltsamen Kombination, insbesondere angesichts des Fakts, dass Steampunk ein auf fossile Energien setzendes Zeitalter heraufbeschwört, in dem die Zerstörung der Umwelt durch Menschen Fahrt aufnahm. Aber gleichzeitig ist das Motiv des Bastelns, Umfunktionierens, Reparierens und Rekombinierens von Maschinen, historischen Fakten und Ideen, das Steampunk-Kunst und Literatur durchzieht, sehr passend für eine Zeit, in der Menschen aus den Ruinen einer alten Kultur etwas Neues zu erschaffen versuchen.

Einige der Klassiker, auf die sich Steampunkliteratur zurückführen lässt, waren, wie Mike Perschon in „Seminal Steampunk“ (v) schreibt, tatsächlich eher verspielt und ohne großen politischen Anspruch, und das „-punk“-Suffix war eher eine humorvolle Anspielung auf den

damals populären Cyberpunk als politisches Statement. Und wie alle Genres hat Steampunk seine visuellen und narrativen Formeln und Klischees etabliert, auf denen sich Autor*innen (und manchmal auch Leser*innen – in stressigen Zeiten kann es guttun, in Büchern Vertrautes zu finden) ausruhen können. Aber ebenso bietet das Genre denjenigen eine Spielwiese, die das „-punk“ wörtlich nehmen.

Jetzt müsste es nur noch ein Mainstream-Publikum für Steampunk-Literatur geben.

Quellen:

- (i) <https://catvalente.livejournal.com/616832.html>
- (ii) <http://www.antipope.org/charlie/blog-static/2010/10/the-hard-edge-of-empire.html>
- (iii) Diana M. Pho: Punking the Other: On the Per-

formance of Racial and National Identities in Steampunk, in: Rachel A. Bowser & Brian Croxall: Like Clockwork. Steampunk Pasts, Presents, and Futures, University of Minneapolis Press, 2016, S. 127-149.

- (iv) <http://www.jeannelin.com/gunpowder-chronicles/>
- (v) Mike Perschon: Seminal Steampunk: Proper and True, in: Rachel A. Bowser & Brian Croxall: Like Clockwork. Steampunk Pasts, Presents, and Futures, University of Minneapolis Press, 2016, S.

Rezension zu *Berlin – Rostiges Herz*

Rezension zu *Perdido Street Station*

Rezension zu *Die dunkelbunten Farben des Steampunk*

Interview mit Sarah Stoffers

geführt von Swantje Niemann

PHANTAST: Hallo, Sarah, kannst du ein wenig über deinen Roman *Berlin – Rostiges Herz* erzählen?

Sarah Stoffers: Hallo, Swantje, wie schön, bei dem Thema „Hoffnung“ dabei sein zu dürfen. *Berlin – Rostiges Herz* ist ein magischer Steampunk-Roman, der in einer fernen Zukunft spielt. Die Feindschaft von Magier*innen und Erfinder*innen spaltet die Stadt, und nach einem Mord droht die Lage zu eskalieren. Es geht um Intrigen, Rivalität und Freundschaft. Und um eine lesbische Hauptfigur.

PHANTAST: Erinnerst du dich noch an den ersten Ideenkeim

für den Roman? Wie hat er sich zwischen Planung und Lektorat verändert?



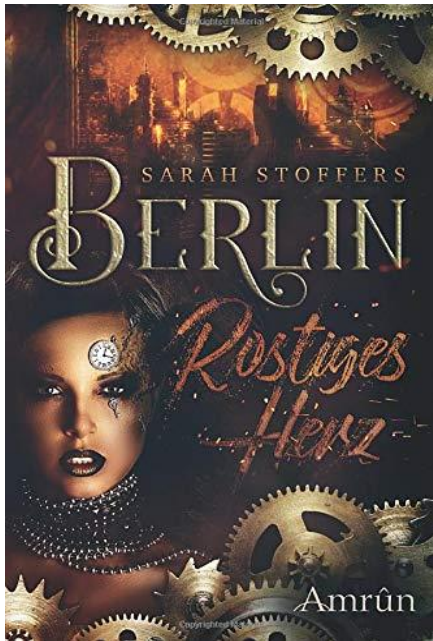
© Marco Ansing

Sarah Stoffers: Oft, gerade in der Entwicklung. Die eigentliche Idee ist etwa sechs Jahre alt und reifte langsam. Relativ früh hatte ich eine Stadt vor Augen, in der das Flair der frühen 20er Jahre, Magie und absonderliche Technik aufeinandertreffen. Aber ich habe lange nach der passenden Stadt gesucht. Und dann nach und nach die Hauptfiguren und ihre Beziehungen und Konflikte entwickelt.

Beim Schreiben und im Lektorat haben sich vor allem kleinere Plot-Elemente verändert. Ein Kapitel wurde zum Beispiel rausgeschmissen und durch ein anderes ersetzt, um das Ende runder zu machen.

PHANTAST: Kannst du noch ein bisschen über deine Hauptfiguren erzählen? Was magst du an ihnen?

Sarah Stoffers: Ich wollte gerne über Rivalität und eine schicksalhafte Freundschaft schreiben. Dadurch sind Mathilda und Fidelio sehr gegensätzlich geworden. Mathilda ist eine Person, die ich manchmal gerne wäre und immer gerne zur Freundin hätte. Es ist leicht, sie zu mögen, weil



sie mutig, warmherzig und direkt ist. Bodenständig, aber mit einer versteckten Zärtlichkeit. Als Erfinderin kennt sie die Schattenseiten der Stadt. Sie muss immer fürchten, von der magischen Geheimpolizei verhaftet zu werden, und hat nie viel Geld.

Ganz im Gegensatz zu Fidelio, der als Zauberer zur Elite gehört. Er genießt die Vorteile einer magischen Gesellschaft. Darüber ist er nicht nur charmant und schlagfertig, sondern auch ein ehrgeiziger Trickser geworden. Neben Mathilda sind Fidelios Schwächen umso auffälliger, allerdings hat er mehr Potential, sich als Charakter zu entwickeln. Es laufen Spekulationen darüber, ob er eines Tages die Weltherrschaft an sich reißt. Oder vielleicht doch noch die Kurve kriegt und die Menschheit stattdessen rettet. Mathilda und Fidelio streiten oft und gerne. Sie gehen verschiedene Wege und ergänzen sich doch gegenseitig.

PHANTAST: Das Berlin, das du beschreibst, ist von einem großen Konflikt und einer Geschichte voller Gewalt geprägt, aber es hat auch viele positive Aspekte. Welche davon sind dir besonders wichtig? Und was würdest du machen, wenn du einen Tag in deinem Roman verbringen könntest?

Sarah Stoffers: Ich wollte gerne eine Zukunft beschreiben, die saubere Energie nutzt und in der kein Mensch auf Grund von Hautfarbe, Geschlecht oder Sexualität diskriminiert wird. All das stört mich in der Gegenwart bereits zu sehr, um es zu reproduzieren. Gleichzeitig bin ich natürlich von unserer gegenwärtigen Gesellschaft geprägt und merke beim Schreiben, dass es eine Herausforderung ist, diesen gewohnten Blickwinkel ganz abzulegen.

Ich habe zum Beispiel oft das Gefühl, zu viele weibliche Figuren zu schreiben, während ich in

Wahrheit nur auf ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den Geschlechtern achte. Oder ich falle natürlich auch unbewusst auf aktuelle Klischees herein.

Wenn ich für einen Tag in diese Welt schlüpfen könnte, müsste ich mein Handy mitnehmen und Fotos machen. Ich würde in den Kaffeeschenken Zimtschnecken essen und den Diskussionen der Erfinder*innen lauschen. Und die magische Bibliothek besuchen, um eine Führung mitzumachen.

Ich würde einen Spaziergang durch das schwimmende Viertel machen, über die Stege und vorbei an den Hausbooten. Und abends entweder eine Einladung zu den schillernden Partys der Zauberer*innen ergattern oder ein Billet für die Gleiterrennen in der Arena. Am besten beides.

PHANTAST: Was macht für dich die Faszination des Steampunk aus?

Sarah Stoffers: Es ist ein Mix aus zwei Genres, die ich beide sehr gerne mag: Historische Fantasy bzw. Science Fiction. Ich kann mich von einer historischen Epoche inspirieren lassen oder sogar über die Kaiserzeit in Berlin oder das viktorianische London schreiben. Gleichzeitig kann ich dem Setting mit absonderlichen Maschinen und Magie einen neuen Twist geben. Oder die Handlung sogar in die Zukunft verlegen.

PHANTAST: Ein Motiv, das immer wieder in Rezensionen zu *Berlin – Rostiges Herz* auftaucht, ist Lob für die selbstverständlich eingebundene Diversity. Welche Tipps hast du für Autor*innen, die sich ebenfalls darum bemühen?

Sarah Stoffers: Vielen Dank, das hat mich einige schlaflose Nächte gekostet. Ich bin in Bezug auf die lesbische Hauptfigur Own Voice und habe einen sehr queeren Freundeskreis. Ich hatte also in

dieser Hinsicht einen Vorsprung. Gleichzeitig habe ich mir zum ersten Mal Gedanken darüber gemacht, was es heißt, als weiße Autor*in eine schwarze Figur zu schreiben. Ich habe damals viel in der englischen Autor*innen-szene recherchiert. Es gibt zum Beispiel in Form von Blogartikeln, Podcasts und Essays Statements von Own Voices. Und ich habe teilweise schwarze Bekannte und Freundinnen gefragt, was sie bei Darstellungen in der Literatur vermissen und was sie stört.

Das mag heute etwas plump wirken, und ich würde inzwischen sehr viel behutsamer damit umgehen, aber damals steckte die Debatte um Diversität im deutschsprachigen Raum noch in den Anfängen. Inzwischen gibt es eine Plattform für deutschsprachige Sensitivity-Reader*innen und Bücher wie *Roll Inclusive* und *Diversity in der Literatur*. Es hat sich also schon etwas getan, aber es ist natürlich eine Ent-

wicklung. Als nonbinäre, lesbische Leserin würde ich mir mehr queere Figuren wünschen, die nicht nur zu Dekoration da sind, sondern eine eigene Motivation haben und eine vielschichtige Persönlichkeit mit einem Leben außerhalb ihrer Sexualität und Geschlechtsidentität. Und gerne auch mal ein Happy End.

PHANTAST: Was ist ein Aspekt des Autor*innenlebens, der dich überrascht hat?

Sarah Stoffers: Es klingt banal, aber die Ausdauer, die nötig ist, damit ein Buch entsteht. Beim Schreiben genauso wie bei der Verlagsuche, dem Lektorat und dem Marketing. Theoretisch wusste ich das natürlich, aber meine Vorstellung wurde der Realität nicht gerecht.

Andererseits gibt es großartige Begegnungen und Freundschaften, die aus der Autor*innen- und Verlagsszene entstanden sind. Und immer wieder auch

Herausforderungen zum Dranwachsen.

PHANTAST: Woran arbeitest du gerade, und was würdest du gerne mal schreiben?

Sarah Stoffers: Ich arbeite im Augenblick an der Fortsetzung zu Berlin - Rostiges Herz. Beide Romane sind in sich abgeschlossen, bauen aber aufeinander auf. Außerdem sind dieses Jahr noch zwei kürzere Projekte geplant,

eines mit Steampunk und ein märchenhaftes.

In der Zukunft werde ich hoffentlich eine kriminelle Space Opera schreiben. Oder die Geschichte eines nicht-binären Ritters. Oder vielleicht etwas düstere Hexenromantik.

PHANTAST: Passend zum Thema unserer Ausgabe: Was sind Entwicklungen in der Literatur, aber auch in der Welt, die dich hoffnungsvoll machen?



© Marco Ansing

Sarah Stoffers: Dass wir so offen darüber reden. Ich bin mit überwiegend heteronormativen Figuren aufgewachsen. Natürlich gab es immer mal wieder Frauen in Männerkleidern oder angedeutete, aber nicht ausgeschriebene romantische Gefühle zwischen gleichgeschlechtlichen Figuren. Oder schwule Figuren, die oft Karikaturen waren und gerne mal sterben mussten. Aber das alles waren immer noch die Ausnahmen. Sie waren oft negativ besetzt oder wurden nur angedeutet. Als würden wir gar nicht existieren oder nur existieren, um zu leiden.

Das ändert sich gerade, und das macht mir Mut. Ich war selbst überrascht davon, wie sehr mich zum Beispiel Becky Chambers' Romane berührt haben. Es ist eben doch ein Unterschied, ob ich romantische Gefühle zwischen heterosexuellen Figuren nachempfinden kann oder ob ich mich in ihnen wiedererkenne. Insgesamt ermutigt mich, wie

politisch gerade auch jüngere Generationen sind, sei es im Klimaschutz oder in der Black-Lives-Matter-Bewegung. Vielleicht gibt es da Hoffnung.

PHANTAST: Was sind deine liebsten optimistischen Romane?

Sarah Stoffers: Bei Becky Chambers *Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten* liebe ich den warmherzigen Blick auf die Charaktere, den inklusiven Weltenbau und die gesellschaftlichen Konflikte. *Binti* von Nnedi Okorafor zeigt, dass es nicht nötig ist, Konflikte immer mit Gewalt zu lösen, und greift Identität als Thema unglaublich stark auf.

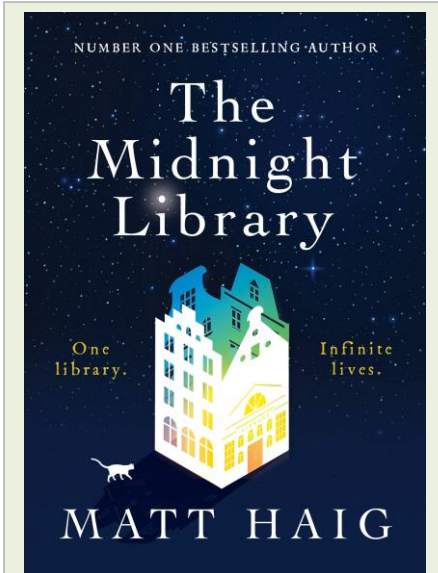
Wasteland von Judith und Christian Vogt ist eigentlich eine Dystopie, aber eine mit viel Hoffnung und Held*innen, die versuchen, aus toxischen Strukturen auszubrechen. *Nimona* von Noelle Stevenson ist ein Comic für Monstermädchen, der mir viel Mut gemacht hat. *Krieg &*

Kröten von Susanne Pavlovic ist Fantasy mit Humor, Herz und Action. Die Welt ist dort nicht utopisch, aber die Charaktere machen mir Mut, und ich musste beim Lesen sehr lachen.

PHANTAST: Wenn du eine Utopie schreiben würdest: Wie würde diese aussehen?

Sarah Stoffers: Die Antwort auf diese Frage suche ich noch. *Berlin - Rostiges Herz* hat ein paar utopische Züge. Die Gesellschaft hat einige alte Konflikte überwunden, aber dafür neue geschaffen, die genauso toxisch sind. Ich möchte gerne Romane mit Hoffnung und neuen Zukunftsvisionen schreiben. Und mit Konflikten, die nicht immer durch Gewalt gelöst werden müssen. Vielleicht auch mit neuen Arten von Konflikten? Denn was für Herausforderungen gibt es in einer idealen Zukunft zu bestehen?

PHANTAST: Vielen Dank für das Interview!



Autor: Matt Haig
Verlag: Canongate Books (2020)
Umschlagsgestaltung: Rafaela Romaya
Genre: Fantasy

Taschenbuch
288 Seiten, 12,99 EUR
ISBN: 978-1786892720

The Midnight Library

Eine Rezension von Maria Schönberg

»*Aim to be you.*« (S. 93)

Man könnte sagen, es war das richtige Buch zur richtigen Zeit. Auf jeden Fall war es aber ein Lebensretter. In seinem neuen Roman *The Midnight Library* beweist Matt Haig wieder einmal sein feines Gespür für all das, was das Leben lebenswert macht.

Zwischen Leben und Tod gibt es einen Ort, an dem jedes nur denkbare Leben möglich ist – dies ist die Mitternachtsbibliothek. Als Nora Seeds entscheidet, nicht mehr leben zu wollen, findet sie sich mit einem Mal in der Bibliothek wieder. Hier bekommt sie die Möglichkeit, all die möglichen Leben auszuprobieren, die sie hätte führen kön-

nen, wenn sie sich in ihrer Vergangenheit anders entschieden hätte. Was, wenn sie zu dem Kaffee-Date Ja gesagt hätte? Was, wenn sie in der Band geblieben wäre? Nora bekommt die Chance, all das, was sie in ihrem Leben bereut, getan oder nicht getan zu haben, ungeschehen zu machen.

Nora Seeds ist wie ein Samenkorn, das – unter den richtigen Umständen – aufblüht. An einer Stelle im Roman (S. 111) benutzt Haig diese wunderschöne Metapher mit dem Baum: Nora hat ein Wurzelleben, ihr ursprüngliches, welches den Stamm des Baumes darstellt. Dieser Stamm entwickelt Äste, die sich immer weiter und weiter verzweigen,

und jede neue Verzweigung stellt eine Möglichkeit in Noras Leben dar.

»*You can be anything you want to be. Because in one life, you are.*« (S. 151)

Nora ist an einem Punkt in ihrem Leben angekommen, an dem sie nicht mehr sieht, wie es weitergehen kann. Sie ist nicht in der Lage, das Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Also entscheidet sie sich für den Notknopf und will Suizid begehen. Haig verzichtet darauf, den konkreten Suizid zu schildern, geht aber recht ausführlich und nachvollziehbar darauf ein, welche Gedankengänge Nora zu dieser Tat verleiteten. Und obwohl das der Aufhänger der ganzen Story ist, ist der Rest des Romans eine Hymne an das Leben, an all das, was dieses Leben lebenswert macht.

Nora hat die Möglichkeit, all ihre möglichen Leben wie Kleidungsstücke anzuprobieren und das

Leben, das für sie perfekt ist, schließlich zu behalten. Dabei erkennt sie, dass all diese Leben aus ihrem Wurzelleben entspringen und welch unendliches Potenzial dieses eigentlich besitzt.

»*I mean, it would have made things a lot easier if we understood there was no way of living that can immunise you against sadness. You can't have one without the other.*« (S. 179)

The Midnight Library ist ein Roman darüber, warum es sich immer lohnt, weiter zu kämpfen. Wenn man an dem Punkt angelangt ist, an dem Nora steht, kann es doch nur noch besser werden. Es ist die Hoffnung, dass da noch zahllose ungenutzte Chancen auf uns warten, das Wissen, dass all diese Potenziale in uns schlummern.

In einem Leben ist Nora sogar Astronautin, in einem anderen Olympiasiegerin, in wiederum einem anderen Frontfrau einer international erfolgreichen Rock-

band. All das ist Nora, und all das ist möglich, wenn Nora, wenn wir alle die Dinge einfach nur in Angriff nehmen. Mehr als versuchen können wir nicht, und das ist mehr als genug.

Es ist fast schon profan, hier noch über die technischen Aspekte des Romans zu reden. Aber was Matt Haig auszeichnet, ist seine einfache, klare Sprache. Das macht auch die *Midnight Library* zu einem einfachen und eingängigen Lesevergnügen. Haig benutzt klare, prägnante Sätze, die seine Botschaft hervorragend zu den Leser*innen transportieren.

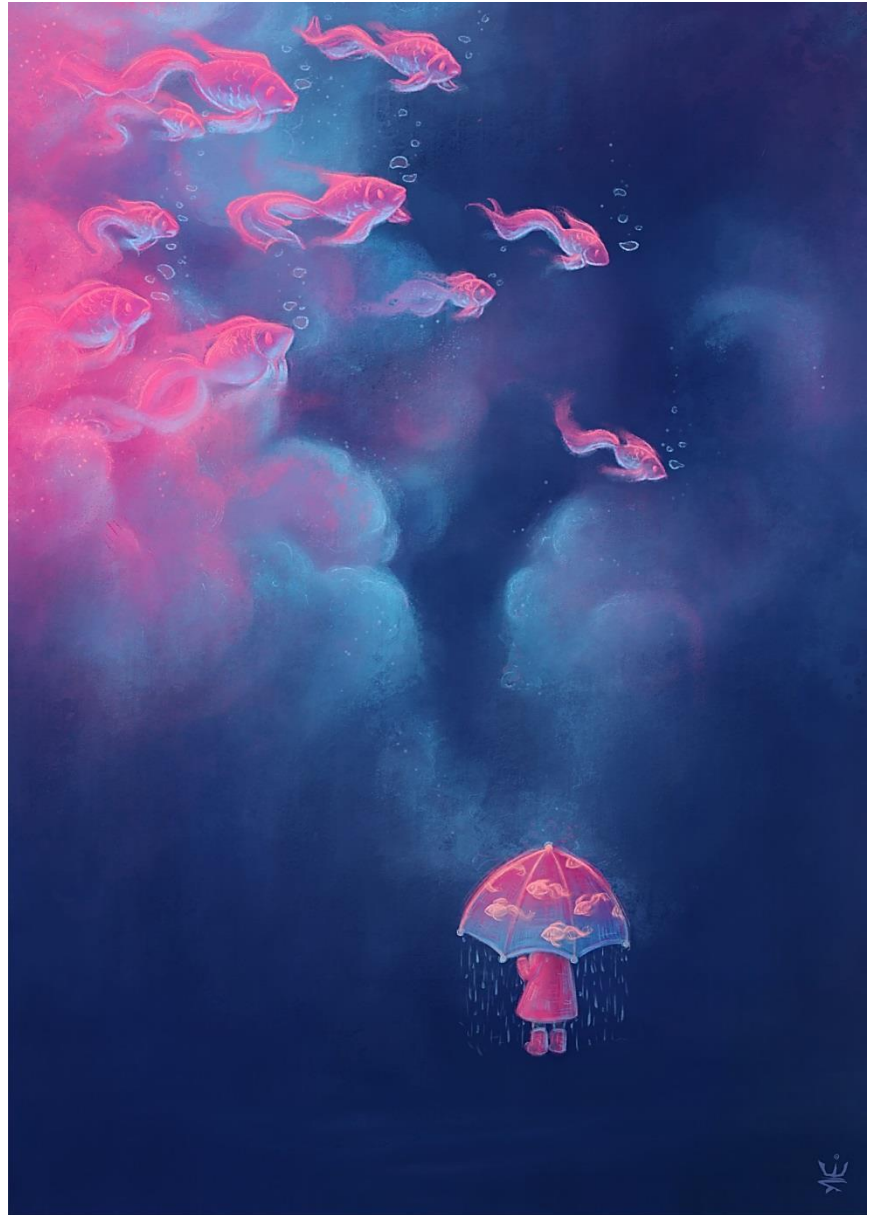
Sein Roman ist voller Wärme und Positivität. Er verzichtet darauf, zu sagen, dass immer alles nur heile Welt ist, und zeigt auch sehr deutlich, dass es „das perfekte Leben“ eigentlich nicht gibt. Das ist eine Illusion. Manchmal ist eben alles scheiße, und dann darf das auch gern zum Ausdruck gebracht werden.

Dennoch ist da immer noch Licht am Ende des Tunnels, das Potenzial, dass es irgendwann wieder besser wird. Und dafür lohnt es sich weiterzumachen.

The Midnight Library ist *Reasons to Stay Alive* in fiktionaler Form und sagt im Kern auch nichts anderes aus: Matt Haig gibt seinen Leser:innen all die Gründe, die für ihn das Leben lebenswert machen. Er gibt uns Hoffnung, dass in uns das Potenzial für so viel Tolles und Großartiges schlummert. Der Weg dorthin ist nicht immer einfach, und manchmal bedarf es auch mehrerer Anläufe, bis wir den Weg gefunden haben. Aber der Weg ist immer gehbar.

»Sometimes the only way to learn is to live.« (S. 67)

Mögliche Trigger: Suizid, Medikamenten- und Drogenmissbrauch, Selbstverletzendes Verhalten (off-page), Verlust von Angehörigen, Folgen von Tiermisshandlung



Hoffnung auf phantastischere Erzählformen

Ein Artikel von James A. Sullivan

Wenn wir im Genre über Hoffnung sprechen, beziehen wir uns in der Regel auf Erzählwelten. Wir fragen uns, warum es kaum noch Utopien gibt, warum so viele Erzählwelten grau in grau sind – mit Protagonist*innen, deren Wesen am Ende genau so grau wird wie die Welt, die sie umgibt. Und wir fragen uns, ob es in solchen Erzählwelten Hoffnung geben kann, die sich in kleinen Gemeinschaften formiert oder sogar zu Bewegungen heranwächst und die erhoffte Veränderung bringt.

In dem Artikel „[Lasst uns Progressive Phantastik schreiben](#)“ haben Judith C. Vogt und ich uns für eine Phantastik ausgespro-

chen, die Traditionen hinterfragt und prüft, ob diese noch angemessen sind und uns auf unserem Weg in die Zukunft nützen. Wir haben uns dabei vor allem auf den Inhalt von Erzählwerken konzentriert und die Form nur am Rande behandelt. Deswegen möchte ich hier ein wenig über die Formseite der Phantastik sprechen und darüber, was ich mir vor diesem Hintergrund für unser Genre erhoffe.

Über Eskapismus und die Besonderheit unseres Genres

Die Phantastik ist im deutschsprachigen Raum ein marginalisiertes Genre. Ganz gleich, wie viel Erfolg einzelne Titel einfah-

ren, wir erhalten selten mehr als die Anerkennung für das Spektakel. Einen Wert schreibt man Texten aus unserem Genre meist nur dann zu, um sie als Ausnahmen hervorzuheben – „Phantastik, die gut ist, weil sie eigentlich keine Phantastik ist“. Meiner Ansicht nach liegt das daran, dass unsere Texte wegen der Diskrepanz zur Wirklichkeit mehr Lesarten bieten als nichtphantastische Texte. Deswegen ist meist nicht unmittelbar klar, worin der Bezug phantastischer Texte zur Wirklichkeit besteht – und das macht uns angreifbar für Eskapismus-Vorwürfe.

Oberflächlich betrachtet, scheint Eskapismus ein legitimer Vor-

wurf zu sein – immerhin erzählen wir nicht (offensichtlich) von der Wirklichkeit. Was jene, die uns Eskapismus vorwerfen, aber übersehen oder nicht sehen wollen: Jede Fiktion hat erst einmal nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Es ist nur eine Abbildung der Wirklichkeit. Es macht zunächst keinen Unterschied, ob ein Krimi in einem fiktiven Berlin der Gegenwart spielt oder in Mitteleuropa. Beides ist Fiktion, und jede beliebige Lektüre sorgt dafür, dass wir uns für eine Weile aus der Realität ausklinken und in die Erzählwelt eintauchen.

Der Unterschied zwischen Phantastik und Nicht-Phantastik besteht darin, dass wir Phantasten so nett und so offen sind, zu markieren, dass es Fiktion ist. Wir erwecken nicht den Eindruck, dass wir es mit der Realität zu tun haben – im Gegenteil, wir entrücken unsere Geschichten in Erzählwelten, die nicht unsere Wirklichkeit sein können.

Und wenn wir doch für eine Weile den Eindruck erwecken, es handle sich um die Wirklichkeit, dann nur, um diesen Eindruck durch das Phantastische zu brechen. Weil uns – offenbar mehr als jenen, die uns Eskapismus vorwerfen – klar ist, dass alles Fiktion ist, erkennen wir leichter als andere den Spielraum, den wir als Autor*innen haben. Wir müssen nicht in realistischen Bildern erzählen, sondern kön-



nen die Erzählwelt ganz anders gestalten. Der Bezug zur Wirklichkeit ist dabei nicht offensichtlich. Es herrscht eine Offenheit zur Interpretation, die dazu führt, dass Leser*innen mehr Raum als bei nichtphantastischen Texten zur Verfügung haben, um sich selbst und die eigene Lebensrealität in die Texte einzubringen und ihre eigene Lesart zu finden.

Wir Phantasten spielen mit offenen Karten und müssen uns deswegen nicht dafür rechtfertigen, welchen Bezug unsere Werke zur Wirklichkeit haben. Es sind die Nicht-Phantasten, die sich fragen lassen müssen, inwiefern ihre Werke den Anschein von Wirklichkeit erwecken und inwiefern sie die Leser*innen auch über die Zeit der Lektüre hinaus in dem Glauben lassen, sie hätten Realität rezipiert. Der Vorwurf eines Eskapismus gegen unser Genre kommt einer Situation gleich, in der jemand den Gästen einer Verkleidungsparty

einen Eskapismus vorwirft, der über die Zeit der Veranstaltung hinauswirkt. Sicherlich, auf dem Weg zur Party, während der Party und auf dem Heimweg sind die Gäste verkleidet und entkommen tatsächlich ihrem Alltag – wie auf jeder Party. Aber am nächsten Tag werden sie wieder in ihre gewohnte Kleidung schlüpfen und sich der Wirklichkeit stellen.

Den wahren Eskapismus finden wir nicht in unserem Genre, sondern in der Nicht-Phantastik, wenn sie Realität und Fiktion mischt, sodass sie nach der Lektüre nicht ohne weiteres unterschieden werden können – zum Beispiel in einem Film wie *The Greatest Showman*, in dem P. T. Barnum als Held der Diversität dargestellt wird, während der echte Barnum weit davon entfernt war, ein Menschenfreund zu sein. Das ist Eskapismus, der über die Zeit der Lektüre hinausgeht. Alles andere ist nur das, was wir von jeder Form der Fik-

tion kennen. Ich habe die Hoffnung, dass wir in Zukunft den üblichen Vorwürfen noch viel intensiver entgegenwirken. Es gibt keinen Grund, sich zu verstecken. Dadurch, dass wir von vorneherein erkannt haben, dass Fiktion uns Freiheiten lässt und wir diese nutzen, haben wir anderen Genres etwas voraus – und es sollte alles prägen, was wir tun.

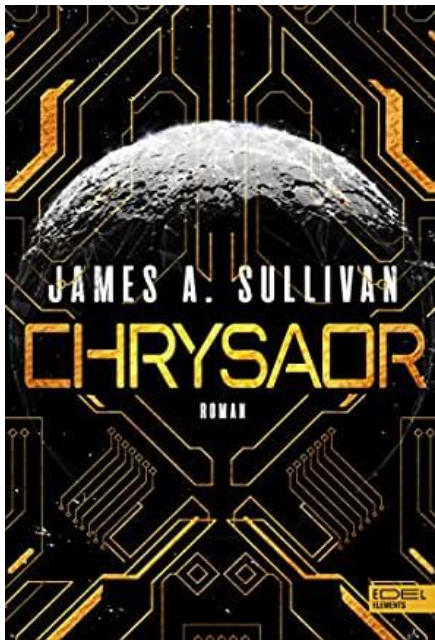
Leider spielen wir das Spiel derer, die unser Genre für minderwertig halten, viel zu oft mit und lassen uns auf die Spielregeln der Nicht-Phantastik ein. Zu oft stoßen wir Teile des Genres zur Seite, um die vermeintlich gute Phantastik hervorzuheben (gemeint ist die Phantastik, die Nicht-Phantasten für akzeptabel halten könnten, aber selten wirklich respektieren). Dabei übersehen wir, dass unser Genre ein Großgenre ist, das Texte komplett anders anordnet als die Nicht-Phantastik. Das Subgenre der Sword & Sorcery wird zum

Beispiel oft einseitig gesehen, weil man an Robert E. Howard und seinen Conan denkt – insbesondere an die Adaptionen in andere Medien. Aber Sword & Sorcery ist auch die Reihe *Fafhrd and the Gray Mouser* von Fritz Leiber, es ist Joanna Russ' *The Adventures of Alyx*, das sogar eine Brücke zur Science Fiction schlägt, und es sind auch Samuel R. Delany's *Neuèryon*-Bücher, die zu dem Anspruchvollsten gehören, was das Genre gesehen hat. Das alles ist Sword & Sorcery. Das Besondere an unserem Genre ist, dass wir von Howard bis Delany, von Leiber bis Russ ein weites Spektrum abdecken und dabei nicht so tun, als gehörten diese Texte nicht zusammen.

In der Nicht-Phantastik würden wir kaum Titel der sogenannten E-Literatur neben Pulp-Titeln finden. Bei uns hingegen wundert sich niemand darüber. Dass bei uns all diese Werke wie selbstverständlich unter einem Label nebeneinander stehen

können, ohne dass wir das als falsch oder peinlich empfinden, ist ein Vorteil unseres Genres. Das ist etwas, das die Phantastik besser macht als die Nicht-Phantastik. Und das sollten wir uns nicht nehmen lassen, sondern im Gegenteil: Wir sollten es feiern und jeden Versuch zurückweisen, diese Spektren zu brechen.

Anerkennung finden wir nicht, indem wir nach den Spielregeln



derer spielen, die unser Genre für Dreck halten. Unser Genre arbeitet mit erweiterten Spielregeln, die wir leider viel zu selten anwenden. Ich hoffe, wir erkennen den Wert unseres Genres und legen endlich das Gefühl der Minderwertigkeit ab. Und ich hoffe, dass wir die spezifischen Eigenschaften unseres Genres erkennen und die Möglichkeiten nutzen, die sich daraus ergeben.

Unsere erweiterten Spielregeln

Die üblichen Spielregeln lassen sich vor allem an Schreibratgebern ablesen, denn die meisten Regeln, die dort aufgestellt werden, orientieren sich an einem Verständnis von Literatur, in dem die Nicht-Phantastik im Fokus steht und die Besonderheiten unseres Genres keine Rolle spielen. Zur Orientierung leisten Schreibratgeber am Anfang insgesamt gute Dienste, indem sie Kategorien und Regeln vermitteln, die uns helfen, unsere Arbeit zu machen und die

schlimmsten Fehler zu vermeiden. Die meisten dieser Regeln sind aber weder aus literaturwissenschaftlicher noch aus schriftstellerischer Sicht verbindlich. Die meisten Schreibratgeber sind dazu da, Anfänger*innen davor zu bewahren, in die schlimmsten Fallgruben zu stürzen. Es geht um die Vermeidung von Gefahren. Solange ihnen Dinge wie Erzählsituation, Perspektive und andere erzähltheoretische Konzepte noch nicht vertraut sind, können sie Erfahrungen sammeln, ohne in Schwierigkeiten zu geraten.

Das Problem vieler Ratgeber ist jedoch, dass sie mit präskriptiven Regeln arbeiten: „Show, don't tell“, „Wechsle niemals die Perspektive innerhalb einer Szene!“ oder „Sorge dafür, dass jedes Kapitel mit einem Cliffhanger endet.“ Vieles davon sind Dinge, die man allgemein kontrovers diskutieren kann. Einige von ihnen laufen aber vor allem dem zuwider, was wir in der Phantastik tun könnten – sie hindern uns

oft daran, die passende Form zu unseren Erzählstoffen zu finden.

Phantastische Erzählformen

Auf der Inhaltsebene ist Fantasie für unser Genre das wichtigste Gut. Wir sind erfahren darin, Erzählwelten zu bauen, und haben unter dem Label „World Building“ ein eigenes Handwerk daraus gemacht. Aber zu selten erstreckt sich diese Fantasie auf die Formebene. Wir haben so viel Zeit damit verbracht, nach den üblichen Regeln zu spielen, dass unser Genre oft weit hinter den Möglichkeiten zurückbleibt, die uns die Inhaltsebene anbietet.

Was wäre, wenn sich die Fantasie auch auf die Formseite des Erzählens erstrecken würde? Was, wenn wir das als einen Teil des World Building begreifen würden?

Die Grundfrage allen Erzählens ist: Wer spricht? Bei Ich-Erzählungen ist das in der Regel einfach zu beantworten. Selbst

wenn wir nicht genau wissen, wer die Person ist, deren Stimme im Text abgebildet ist, verstehen wir die Spielregeln. Wir haben es mit einer Figur aus der Erzählwelt zu tun, die wir ausarbeiten können, um mehr über sie zu erfahren. Und je mehr wir von ihr wissen, umso klarer werden uns die Zwänge, denen das erzählende Ich unterworfen ist. Hier ist die Erzählform durch das erzählende Ich auf der Inhaltsebene verwurzelt, und die Fantasie, die wir dort einbringen, wirkt sich aufs Erzählen aus. Wenn die Figur zum Beispiel nicht vertrauenswürdig ist, würde es uns nicht verwundern, dass wir es mit einer unzuverlässigen Erzähler*in zu tun haben. Das Wissen über die Figur prägt hier das Verhalten der Erzähler*in.

Bei heterodiegetischen Erzählungen (3. Person; die Erzähler*in befindet sich auf einer anderen Ebene als die Handlung), die unser Genre wie alle anderen dominieren, ist die Frage „Wer

spricht?“ nicht so leicht zu beantworten, da in der Regel der Bezug zur Inhaltsebene unklar ist. Für die Nicht-Phantastik ergibt sich daraus ein Problem: Wie glaubwürdig ist eine Geschichte, die zum Beispiel von einer allwissenden Erzähler*in vermittelt wird? Woher bezieht diese Instanz ohne Verknüpfung zur Inhaltsebene ihre Legitimation?

Es ist nicht verwunderlich, dass die Instanz der Erzähler*in vor allem in der Nicht-Phantastik im 20. Jahrhundert immer weiter in den Hintergrund rückte, bis sie schließlich (durch innere Fokalisierung) beinahe ganz in der Wahrnehmung der Figuren aufging. Die sichtbaren Erzähler*innen wurden mit der Zeit wenig sichtbar oder sogar unsichtbar. Die Frage ist nun: Lässt sich das einfach so auf die Phantastik übertragen? Ist es sinnvoll, die Frage „Wer spricht?“ so zu beantworten, wie die Nicht-Phantastik es in der Regel getan

hat und tut – indem wir die Erzählinstanz zurücknehmen und in der wahrnehmenden Figur verbergen?

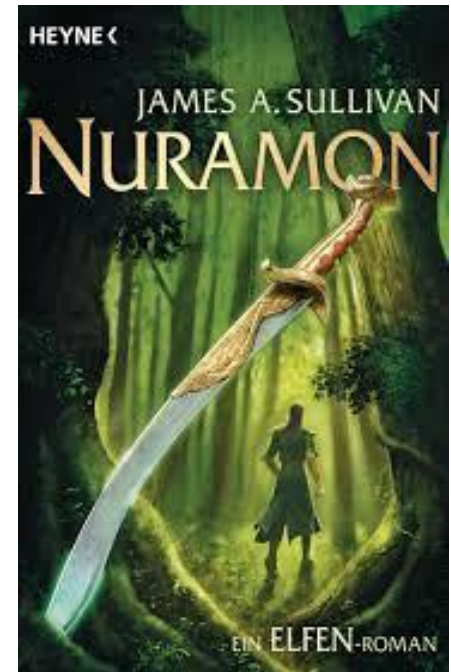
Was, wenn wir – ähnlich wie bei der Ich-Erzählung – sehr genau sagen könnten, wer im Text spricht? Unsere Erzählwelten sind bevölkert von Wesen, die über besondere Wahrnehmungen verfügen. Es gibt Geister, die sich unbemerkt unter Menschen bewegen können; es gibt Zauberkundige, die an andere Orte und in andere Zeiten blicken können; und es gibt Künstliche Intelligenzen, die durch Überwachungstechnik unser Tun beobachten könnten. Das und vieles mehr besitzen wir in unserem Genre. Aber statt die Frage zu stellen: „Wer spricht da eigentlich?“, wählen wir – auch ich – aus Gewohnheit oft die übliche personale bzw. personal-auktoriale Erzählung, die sich an alle gängigen Regeln hält. Was würde passieren, wenn wir die Frage nach der Erzähler*in auf-

grund unserer jeweiligen Erzählwelt beantworten würden? Was, wenn wir uns fragten, welche Form sich bei unserem Stoff anbietet? Dabei geht es nicht darum, dass wir alles, was wir gelernt haben und gewohnt sind, über Bord werfen, sondern darum, dass wir überhaupt erkennen, dass wir eine Wahl haben, und wir zumindest beantworten könnten, warum wir uns für die jeweiligen Erzählformen entscheiden.

Von Orakelblicken – ein Beispiel

In meinen Romanen stelle ich mir immer die Frage, welche Form zu meinem Stoff passt und welche Angebote mein Stoff macht. Bei meinem Roman *Nuramon* hätte ich ohne zu reflektieren einfach eine personale bzw. personal-auktoriale Erzählung wählen können und hätte 6000 Seiten szenisches Erzählen abliefern können – alles so, wie die Schreibratgeber es als Dogma

verkaufen. Aber ich wollte keine 6000 Seiten schreiben, sondern eine große Handlung auf begrenztem Raum erzählen, wie Bernhard Hennen und ich es bereits in *Die Elfen* getan hatten. Dort aber verwendeten wir inhaltliche Elemente, um die Handlung überschaubar zu halten (die Zeitsprünge, denen die Figuren unterworfen waren). Bei *Nuramon* musste es, wegen des Ausmaßes und der Struktur des



Stoffes, eine erzählerische Lösung sein.

Im Verlauf des Romans spielen Orakel eine Rolle – Wesen, die in die mögliche Zukunft schauen können, aber auch in die Vergangenheit. Natürlich hätte ich das als rein inhaltliches Element verwenden können, aber nachdem ich vor allem in Science-Fiction-Romanen allerlei Erzählstrategien gefunden hatte, die mir helfen konnten, stellte ich mir die Frage: „Wer spricht?“ und musste an die Orakel denken und überlegte mir, den Roman aus der Sicht eines solchen zu erzählen. Ich beschloss, eine Rahmengeschichte zu schreiben, sodass der Erzähltext dazwischen so gelesen werden könnte, als spräche dort das Orakel. Plötzlich hatte ich eine Figur auf der Handlungsebene, die ich an einen Ort platzieren und ausarbeiten konnte.

Das Orakel lebt in einer Stadt, in der früher der Elf Nuramon leb-

te, und die Hofgesellschaft hat es gebeten, in der Vergangenheit nach Nuramon Ausschau zu halten und ihnen zu berichten, was die Chroniken ihnen nicht verrieten. Das Orakel lässt sich darauf ein und entdeckt Nuramon in der Vergangenheit. Ich legte fest, dass die Erzähler*in durch Nuramon die Welt sehen kann, ihn aber auch von außen betrachten kann oder durch die Sinne anderer Figuren.

Ich legte im Grunde fest, welche Fähigkeiten das Orakel hatte, und prägte damit meine Erzählweise, indem ich sie im Hinblick auf die Erzählstrategien ausarbeitete, die mir durch meine Lektüre gewisser Science-Fiction-Romane (Delany, Bester, Sturgeon), aber auch mittelalterlicher Literatur (Wolfram von Eschenbach) nahegelegt wurden.

Daraus ergaben sich Zwänge und neue Fragen. Wie sind Kapitelen zu interpretieren? War die Erzählsession am Hof vorüber, oder war es eine Stelle, an

der das Orakel die Verbindung zur Vergangenheit verlor? Diese Fragen habe ich nicht explizit im Roman beantwortet, aber ich habe es für mich so beantwortet, dass die Erzähler*in am Ende eines Kapitels den Kontakt zu Nuramon und dessen Wahrnehmung verliert und diesen wieder herstellen muss. Dabei kann es sein, dass sie über eine Perspektive stolpert, die mit Nuramon verbunden ist. Das führt zu Kapiteln aus der Sicht anderer Figuren, in denen Nuramon auftaucht oder zumindest Gegenstand von Gedanken und Gesprächen ist.

In Anlehnung an den Science-Fiction-Roman *Stand on Zanzibar* von John Brunner wollte ich Neben- und Randperspektiven in Zwischenkapiteln behandeln, die schlaglichtartig Einblick in andere Köpfe geben und die Handlung auf wenig Raum vorantreiben. Für diese Zwischenkapitel bot sich die Orakelperspektive an. Ich konnte also ein Element,

das mir dabei helfen sollte, die Fülle an Perspektiven greifbar zu machen, wieder auf der Inhaltsebene verankern. Das Orakel hat Nuramons Perspektive verloren und sucht nun im Gewebe der Vergangenheit danach. Der Blick des Orakels schweift dabei umher, überall dorthin, wo Nura-mon ein Thema ist. Im Roman heißen diese Zwischenkapitel „Orakelblick“ und geben den Leser*innen neben dem Inhalt auch einen Hinweis darauf, wie die Erzählweise verstanden werden kann: dass hier das Orakel aus der Rahmenhandlung am Werk ist.

Mit der Wahl einer Erzähler*in, die in der Erzählwelt existiert und Zugang zu der Wahrnehmung der Figuren hat, werden aber nicht nur Perspektive und Fokalisierung beeinflusst, sondern auch ganz andere Bereiche. Statt einfach nach dem Lehrbuch szenisch mit zwischen Kapiteln oder Unterkapiteln wechselnder Perspektive durchzuerzählen,



wollte ich, dass die Erzählung stärker von der Erzähler*in geprägt wird – nicht dadurch, dass sie sich selbst offensichtlich macht, sondern durch ihr Verhalten. Zu wissen, welche Möglichkeiten und Einschränkungen die Erzähler*in hat, führt direkt zu Erzählstrategien.

Das offensichtlichste Beispiel für die Auswirkungen einer inhaltlich verankerten Erzähler*in im *Nuramon*-Roman ist sicherlich das Verhältnis von Erzählzeit (die Zeit, die wir beim Lesen benötigen) und erzählter Zeit (die Zeit, die in der Erzählwelt vergeht). Normalerweise würden wir uns über solche Dinge kaum Gedanken machen, weil das Dogma des szenischen Erzählen in der Regel von uns verlangt, dass wir in den Sinnen der Figur die Handlung (beinahe in Echtzeit) erleben und dann durch Schnitte Szenen voneinander trennen.

Schnitte spielen bei *Nuramon* zwar auch eine große Rolle, aber

es fällt auf, dass die Kapitel meist mit raffenden Passagen beginnen und wir uns mit der Erzähler*in dem szenischen Erzählen annähern – als betrachtete das Orakel mit seinem magischen Blick das Geschehen erst aus der Ferne, um sich dann anzunähern und schließlich in die Sinne der Figur einzudringen und dort zu verweilen, bis der Kontakt abbricht. Die Fähigkeiten der Erzähler*in und die Natur ihrer Magie prägen die Erzählweise.

Der Nebeneffekt war dabei, dass ich als Autor abseits des üblichen Dogmas des szenischen Erzählens endlich mal wieder in längeren beschreibenden Passagen erzählen konnte, in denen eine deutliche Erzählstimme vernehmbar ist, etwas, das ich sehr gerne lese, aber leider wegen des Dogmas „Show, don't tell!“, über dessen Sinn sich hervorragend streiten lässt, zu selten zum Zuge kommt. Ich konnte problemlos Passagen beschreiben, in denen Wochen oder gar Monate verge-

hen, in denen die Erzähler*in aber dennoch nie die Perspektive bricht, sondern stets nahe bei der jeweiligen Figur verweilt. Keine Spur von einer allwissenden Erzähler*in, sondern lediglich eine, die innerhalb der Erzählwelt ihre Fähigkeiten einsetzt. Die Zeitabstände, die raffend erzählt werden, erhöhen sich zwischenzeitlich sogar, bis in einem Kapitel (Titel: „Der Lauf der Zeit“) Jahre erzählt werden. Diese Erzählweise spiegelt nicht nur die Fähigkeiten und auch die Grenzen der Erzähler*in wider, sie ermöglicht uns auch, ein Gespür dafür zu bekommen, wie unsere Hauptfigur Zeit empfindet – etwas, das bereits bei *Die Elfen* wichtig war, dort aber anhand eines Menschen (Mandred) erreicht wurde, der plötzlich Zeit wie ein Elf wahrnimmt, weil er durch Zeitsprünge immer wieder in die Zukunft gelangt.

Was ich im Grunde bei *Nuramon* gemacht habe, ist, die Erzähler*in – wie eine Ich-Erzähler*in – als

echte Figur zu konzipieren, und indem ich sie und ihre Fähigkeiten ausgearbeitet habe, habe ich allmählich meine Erzählweise gefunden bzw. die Erzählstrategien, die ich vorgesehen hatte, auf der Ebene der Erzählwelt verankert und zusammengeführt.

Meine Hoffnung für die Formseite der Phantastik

Was ich am Beispiel der Erzähler*in von *Nuramon* gezeigt habe, lässt sich auch auf andere Dinge übertragen. Es geht im Grunde immer um die Frage: Was bedeuten die Regeln, die man uns vermittelt, wenn wir die spezifischen Möglichkeiten unseres Genres in Betracht ziehen? Führt es uns auch zu so starren Regeln, oder bieten sich Wege, die wir besser als andere oder sogar als Einzige beschreiten können? Die Frage nach den spezifischen

Möglichkeiten unseres Genres und zugleich den Angeboten und Zwängen unserer jeweiligen Stoffe zeigt gut, wie eine progressive Phantastik, die bereits auf der inhaltlichen Ebene Traditionen infrage stellt, indem sie sie an den vorliegenden Bedingungen und Möglichkeiten prüft, auch auf die Form bezogen werden kann. Das Beschäftigen mit der Formseite auf der Basis der Besonderheiten unseres Genres führt uns hoffentlich an einen Punkt, an dem wir grundsätzlich über Erzähltraditionen reflektieren. Wir könnten zum Beispiel fragen, ob ein striktes „Show, don't tell!“ zu einem Genre passt, das zum größten Teil damit beschäftigt ist, Erzählwelten aufzubauen. Wir könnten uns allgemein fragen, welche Regeln uns helfen und welche uns bei dem, was wir tun, zurückhalten. Wir lernen dadurch, die Möglichkeiten, die unsere Stoffe bieten, zu

erkennen – aber auch die Zwänge zu sehen, die sie uns auferlegen und die zu oft ignoriert werden, um dem Dogma zu folgen.

Die Freiheit, die wir durch das Abweichen von einer realitätsgetreuen Abbildung gewonnen haben, wirkt sich so gesehen auch auf unsere Erzählmöglichkeiten aus. Und wenn wir dort mit der gleichen Fantasie ans Werk gehen wie auf der Inhaltsebene, warten nicht nur wunderbare Geschichten auf uns, sondern ebenso wunderbare Erzählformen. Ich hoffe, dass wir das Wagnis, nach diesen Formen Ausschau zu halten, öfter eingehen und den Leser*innen auch auf dieser Ebene mehr Vielfalt bieten.

[Interview mit James A. Sullivan \(2019\)](#)



Autor: Ronald F. Currie
Verlag: Goldmann (2009)
Originaltitel: *Everything Matters!*
Originalverlag: Viking
Aus dem Amerikanischen von Eva Kemper
Genre: Drama / Apokalypse

Gebunden mit Schutzumschlag
416 Seiten, 19,95 EUR
ISBN: 978-3442312146

Letzten Endes

Eine Rezension von Judith Madera

Ein Roman über die Apokalypse und dabei nicht wirklich Science Fiction – es gibt zwar wissenschaftliche Bezüge, aber eigentlich ist *Letzten Endes* eine Geschichte über das Leben an und für sich. Über die Frage, was wirklich wichtig ist – was zählt.

Junior sieht sich schon im Mutterleib mit Stimmen konfrontiert, die ihm das Ende der Welt in erschreckenden Details verkünden. Sie erklären ihm aber auch, wie die Menschen in seiner Umgebung funktionieren. Dass sein größerer Bruder Rodney – der zu dem Zeitpunkt nicht einmal zehn Jahre alt ist – Kokain konsumiert. Dass sein Vater sich in Arbeit flüchtet, während seine Mutter zu einem alkoholsüchtigen

Wrack wird. Dass Rodney später durch den langen Kokainkonsum und einen Anfall in der Entzugsklinik geistige Schäden davonträgt (sein Gedächtnis ist ruiniert, sein Denken stark beeinträchtigt). Das Einzige, was Rodney noch kann, ist Baseball spielen, und das besser als die meisten anderen Menschen. Rodney wird ein Star, während Junior seiner kaputten Familie mit einer eigentümlichen Gleichmütigkeit begegnet: Denn was zählt es noch, dass seine Mutter Alkoholikerin ist? Dass sein Bruder geistig behindert ist? Was zählt überhaupt, wenn sowieso die Welt untergeht?

Es gibt einen Hoffnungsschimmer in Juniors Leben: Amy, eine

neue Mitschülerin, die es rein intellektuell locker mit ihm aufnehmen kann – die aber nicht so lebensmüde ist wie er. Junior erlebt seine erste große Liebe, doch auf die Frage, was zählt, wenn die Welt untergeht, erhält er trotz Ankündigung im Klappentext noch keine richtige Antwort. Denn dummerweise erzählt er Amy von den Stimmen. Ihre Wege trennen sich, trotzdem bleiben sie in Kontakt. Junior ruft sie während ihres Studiums regelmäßig an, nur leider ist er dabei entweder total betrunken oder zugehörnt.

Das Leben verliert endgültig jedweden Sinn, und Juniors Verzweiflung gipfelt darin, dass er einem Saufkumpan hilft, seinen Rollstuhl mit C4 vollzupacken, um ein öffentliches Gebäude in die Luft zu sprengen.

Es gibt einige Szenen im Roman, die übertrieben daherkommen. Doch insgesamt ist die Geschichte trotz des nahenden Endes der Welt relativ realistisch geschrie-

ben. Insofern kann man sich an den Übertreibungen stören; bei genauerer Betrachtung wird man aber erkennen, dass gerade das Absurde Mittel zum Zweck ist, um Wahrheiten über das Leben zu vermitteln. Über Extreme, in die das Leben ausufern kann – und unerschwinglich über die Dinge, die wirklich wichtig sind, die zählen. Über das Glück, das übrig bleibt zwischen Kummer, Versagen, Unverständnis, Miss-handlungen, Krankheiten, dem Tod und dem Ende der Welt. Und letztlich sogar über die Frage nach Gott – ohne religiös zu werden.

Ungewöhnlich an *Letzten Endes* ist die Erzählperspektive. Etwa ein Viertel bis Drittel des Romans ist aus Sicht der Stimmen und somit in Du-Form geschrieben, was sich zunächst seltsam liest. Doch dadurch fühlt man sich als Leser direkt angesprochen und kommt Junior sehr nahe. Alle anderen Abschnitte sind in der Ich-Perspektive ge-

schrieben, wobei der Ich-Erzähler wechselt. Oft ist es Junior, oft aber auch Amy, seine Eltern oder Rodney. Da Ronald F. Currie zudem Juniors komplettes Leben abhandelt, wirkt der Roman recht fragmentarisch – und dennoch gelingt es dem Autor, trotz unterschiedlichster Puzzleteile und Perspektivwechsel ein sehr deutliches Bild von seinem Protagonisten und vom Leben zu zeichnen. Junior ist durch und durch authentisch, und auch die Nebencharaktere handeln nachvollziehbar.

All ihre Lebensgeschichten werden realistisch dargestellt; der Autor beweist eine große Sensibilität für die Gestaltung seiner Charaktere und ihrer Emotionen. Doch Vorsicht: Currie kann auch ganz schön brutal schreiben! Manche Tatsachen werden derart ungeschönt dargestellt, dass sie die Leserschaft mit voller Wucht treffen.

Insgesamt bietet der Roman viele unvorhersehbare Wendungen –

manches erwartet man aber doch. Es geht einfach so verdammt viel schief, dass die Momente des Glücks nicht von Dauer sein können.

Depressive Leser werden sich auf den ersten 300 Seiten mehr oder weniger in ihrer negativen Weltsicht bestätigt sehen, doch das Ende stellt noch mal alles auf den Kopf und ist vor allem eins: keines der Szenarien, die man sich vorher ausgemalt hat! Dennoch kommt es plausibel daher,

und auch wenn nicht alles aufgeklärt wird, so hat man am Ende des Romans etwas verstanden. Nach knapp über 400 Seiten wird man begreifen, was im Leben zählt – auch wenn die Welt bald untergeht. Da wird das Herz ganz eng, denn wie der englische Titel *Everything matters!* schon sagt: Es zählt einfach alles. Und der Satz „alles zählt“ fühlt sich nach der Lektüre dieses Romans nochmals ganz anders an. Überwältigender.

Fazit

Letzten Endes ist ein Roman über das Leben in all seinen Facetten. Ronald F. Currie erzählt auf verstörende und einfühlsame Weise die Geschichte eines Menschen, der mehr weiß als seine Mitmenschen – der daran zerbricht, daran wächst und letztlich versteht, dass alles zählt.

Dieser Roman ist wie die Welt – grausam und wunderschön!

Optimismus unter erschwerten Bedingungen – Fantasyfiguren, die partout nicht aufgeben

Ein Artikel von Swantje Niemann

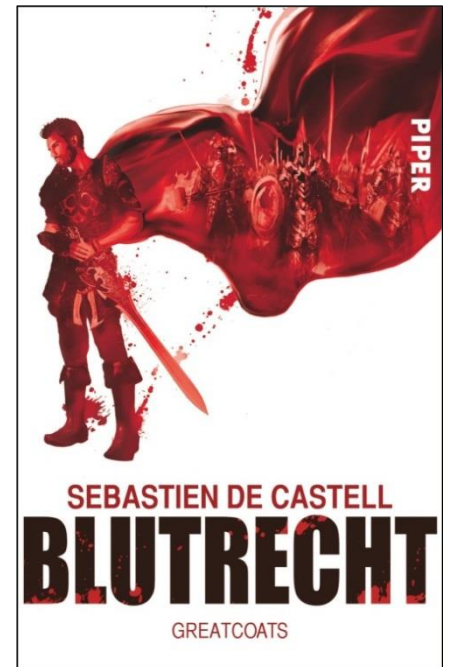
Obwohl ich den Titel dieser Ausgabe vorgeschlagen habe, ist „hoffnungsvoll“ nicht notwendigerweise ein Wort, das ich für den Großteil meiner Lektüre wählen würde. Die Protagonist*innen vieler meiner Lieblingsbücher legen es eher darauf an, in ihren jeweiligen Welten zu überleben, als sie zu verändern, und moralische Ambiguität wurde diesen Geschichten eher mit Schaufeln als mit Teelöffeln hinzugefügt. Ich mag solche Bücher. Aber gleichzeitig liebe ich das Fantasygenre auch für sein Potenzial, Geschichten von überlebensgroßen oder verblüffend normalen Held*innen zu erzäh-

len, deren Idealismus tatsächlich einen Unterschied macht. Die traditionellen Beispiele dafür dürften *Der Hobbit* und *Der Herr der Ringe* sein. Aber auch in den letzten Jahren sind einige Bücher erschienen, die das Potenzial von idealistischen Figuren in düsteren Welten ausschöpfen.

Sebastian de Castell: *Greatcoats-Tetralogie*

Der Zustand des Landes Tristia, das nur auf ihren eigenen Vorteil bedachte Adlige unter sich aufgeteilt haben, lässt nur einen Schluss zu: Das hier ist ein Grimdark-Roman über ein Land,

das nicht gerettet werden will. Wer versucht es zu reformieren



oder auch nur einzelnen Menschen zu helfen riskiert sein Leben. Nur leider hat das niemand dem Protagonisten gesagt. Oder, besser gesagt: Über vier Bücher hinweg versuchen eine Menge Leute Falcio val Mond zu demonstrieren, dass seine Treue zu den Ideen eines toten Königs fehlgeleitet ist. Aber er denkt nicht daran, ihnen zuzuhören. Und irgendwie gelingt es diesem Protagonisten, in den Pausen zwischen seinen traumatischen Erfahrungen eine Menge zu bewirken.

Die *Greatcoats*-Tetralogie erzählt einerseits eine heroische Abenteuergeschichte, voller unwahrscheinlicher Erfolge, unglaublich guter Kämpfer*innen, Humor und Freundschaft, sie hat aber auch einige sehr gemeine Wendungen und macht deutlich, dass der Optimismus des Protagonisten eher Bewältigungsmechanismus für sein Trauma ist, als dass er eine Grundlage in der Realität hat. Dass es Falcio und

seine Gefährt*innen wieder und wieder schaffen, Menschen zu retten und zu inspirieren, ist ein ziemlich netter Twist.

Peter Newman: *Vagant-Trilogie*

Die Science-Fantasy-Welt, in der Peter Newmans *Vagant*-Trilogie spielt, wurde von kreativ-widerwärtigen Höllenkreaturen überrannt, und die einzige wirklich starke Bastion der Menschen ist ein Ort der Intoleranz, der



starren Hierarchien und des religiösen Fanatismus. Ein kleines Grüppchen Überlebender wandert durch diese Landschaft des Horrors: ein stummer Mann mit einem singenden Schwert, eine dauerwütende Ziege und ein Baby. Der Mann – der „Vagant“ – ist auf einer langen, gefährlichen Reise, an deren Ende er Sicherheit für das Kind zu finden hofft. Er ist eine geheimnisvolle Figur, denn während das Buch größtenteils aus einer distanzier-ten, aber alles sehenden Perspektive geschrieben ist, bleibt sein Kopf eine Black Box, und da er nicht spricht, können Lesende lange nur rätseln, wer er ist und was ihn antreibt. Dafür sprechen seine Handlungen eine klare Sprache und zeigen, dass Leser*innen es hier mit einer kompetenten, aber auch friedlichen und mitfühlenden Figur zu tun haben.

Eine Welt, in der mächtige Dämonen um die Vorherrschaft ringen und Menschen dabei zwi-

schen die Fronten geraten, ist kein freundlicher Ort, und manchmal bleibt dem Vaganten nichts anderes übrig, als zu kämpfen. Aber überraschend oft gelingt es ihm auch, potenzielle Gegner mit Mitgefühl und Hilfsbereitschaft auf seine Seite zu ziehen. Oft liegen hier Zerstörung, aber auch liebevolle Momente dicht nebeneinander. So freuen sich z. B. der Vagant und einer seiner neuen Reisegefähr-

ten in einer Stadt, die sich auf einen Angriff vorbereitet, über die ersten Schritte des Kindes und gönnt Vesper, die Protagonistin von Band zwei, ihrem zornigen singenden Schwert auch mal eine Umarmung.

Sie und der Vagant agieren als Beschützer*innen und Friedensstifter*innen und schmieden ungewöhnliche Bündnisse. Sie erleben jedoch auch Misserfolge und müssen Kompromisse eingehen.

Mark Lawrence: *Das Buch des Ahnen-* und *The Book of the Ice-Trilogien*

Das Buch des Ahnen ist besonders interessant, wenn man es der ersten Trilogie des Autors, der *Broken Empire*-Serie, gegenüberstellt (letztere in Deutschland unter den bemerkenswert unoriginellen Titeln *Prinz/König/Kaiser der Dunkelheit* erschienen). Beide Trilogien schildern gefährliche, instabile Welten, die fest im Griff apokalyptischer Ereignisse sind,

beide haben junge Hauptfiguren, die man nicht zum Feind bzw. zur Feindin haben möchte, aber da hören die Gemeinsamkeiten schon auf.

Jorg of Ancrath sieht in einem allmählich im Meer versinkenden Europa der Zukunft eine Welt, in der die Starken nehmen, was sie wollen, und dazu über Leichen gehen. Sein Weg, damit umzugehen: Er tut ziemlich erfolgreich sein Bestes, um den Rest des Broken Empire mit Ideen und Handlungen zu überraschen, die selbst so einigen Leuten aus seinem ziemlich gnadenlosen Umfeld ein paar Schritte zu weit gehen.

In Lawrences zweiter Trilogie in diesem Setting, *Red Queen's War*, sehen wir einige lichtere Seiten des Broken Empire und lernen einen Protagonisten kennen, der kaum etwas mit Jorg zu tun hat – allerdings vor allem, weil er nach eigener Aussage ein Feigling ohne Ehrgeiz ist.

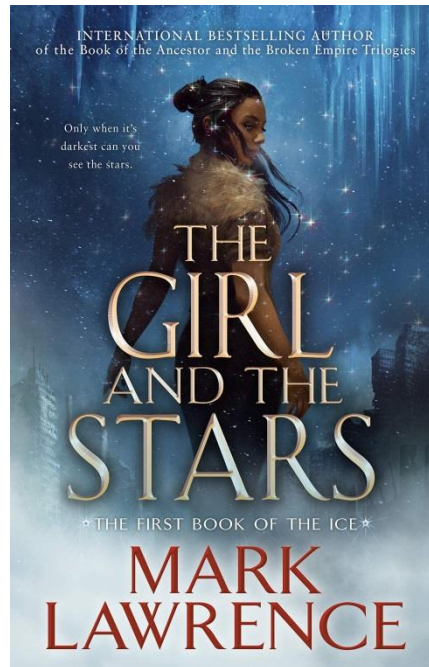


Dagegen gibt es in Nonas Welt, auf dem Planeten Abeth, Raum für Loyalität und Hoffnung. Das Kloster der Süßen Gnade, dessen wohlwollend-kalkulierende Äbtissin Nona unter ihre Fittiche nimmt, ist nicht nur der Ort, wo das Mädchen zu einer tödlichen Kämpferin ausgebildet wird, sondern auch ein Zuhause.

Nicht alle hier sind Nona wohlgesonnen, aber sie findet Freundinnen, Beschützerinnen, Vorbilder und vieles mehr. Um sie herum verschärft sich die Konkurrenz um die schwindenden Ressourcen auf einem sterbenden Planeten, und es kommt immer wieder zu spektakulären Explosionen von Gewalt, an denen Nona nicht unbeteiligt ist. Doch vor diesem bedrohlichen Hintergrund sehen wir, wie im Kloster Rivalinnen zu Freundinnen werden, bekommen am Rande die selbstverständliche Liebesgeschichte zwischen zwei Nonnen mit und beobachten die zentralen Figuren wieder und

wieder, wie sie einander helfen, vertrauen und vergeben. In der Regel mit ziemlich verheerenden Konsequenzen für alle, die sie verletzen wollen.

Der Trilogie gelingt es übrigens auch, Frauenfiguren in verschiedenen Stadien ihres Lebens, mit verschiedenen Stärken und Persönlichkeiten zu zeigen, ohne zu werten. Alte Frauen können hier entweder durch magische Macht



oder politisches Geschick sehr, sehr *badass* sein, eher konflikt-scheue, nerdige Mädchen ebenso heroisch wie ihre kämpferischen Freundinnen.

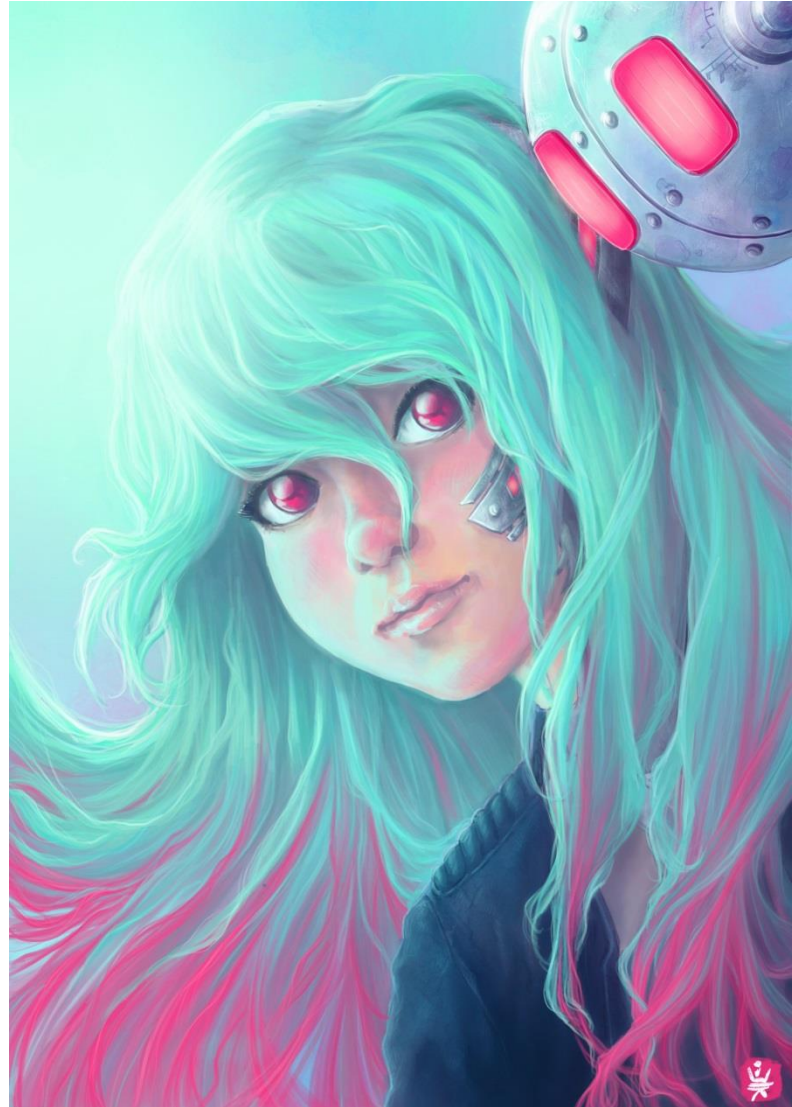
Die *Book of the Ice*-Trilogie greift die Idee, dass eine lebensfeindliche Welt nicht notwendigerweise rücksichtslose Entscheidungen diktiert, noch viel expliziter auf: Hier geht es um Kinder und Jugendliche, die vermeintlich nicht stark genug sind, um in den Eiswüsten Abeths zu überleben. Alle paar Jahre kommen die Clans des Eises zusammen, um zuzusehen, wie sie in ein scheinbar bodenloses Loch gestürzt werden.

Yaz, die Protagonistin, wirft sich ihrem „aussortierten“ Bruder hinterher – und entdeckt eine gefährliche, aber auch faszinierende Welt, in welcher die verstoßenen Kinder der Eis-Clans sich ein Leben aufgebaut haben und wo sich ihre Abweichung von der Norm oft als Stärke erweist.

Warum ich diese Geschichten mag

Die Botschaft dieser Geschichten, insbesondere der apokalyptischen Szenarien, die Lawrence und Newman heraufbeschwören, scheint zu sein: Das Ende der Welt ist, was du daraus machst. Und was auch immer du machst, mach es nicht allein.

Was mich besonders an diesen Büchern anspricht, ist, dass Erfolg hier noch weniger garantiert scheint als in vielen anderen Büchern. Es ist nur zu offensichtlich, dass die Welt nicht fair ist. Ob ihre Loyalität belohnt wird und ob sie wirklich die richtigen Entscheidungen zu treffen – das ist für die Figuren ungewiss. Es fühlt sich nie einfach und offensichtlich an, Gutes zu tun. Dass die Figuren es trotzdem versuchen, beeindruckt dadurch umso mehr.



Die Eukatastrophe – Was Tolkien uns über das Hoffen lehrt

Ein Artikel von Maria Schönberg

„Utulie’n aurë! Aiya Eldalië ar Atanatári, utúlie’n aurë! The day has come! Behold, people of the Eldar and Fathers of Men, the day has come!“ (Silmarillion: S. 225)

Eine Katastrophe ist eine „entscheidende Wendung zum Schlimmen“ und steht auch für „Unheil, Verhängnis, Zusammenbruch“ (Duden 2007, S. 397). Das Wort wurde aus dem griechisch-lateinischen *katastrophé* entlehnt, welches Umkehr, Wendung (insbesondere in Dramen), aber auch Vernichtung oder Verderben bedeutet. Eine Eukatastrophe mit dem griechischen Präfix eu- (gut) ist demzufolge eine Hinwendung zum Guten aus der Katastrophe heraus – ein

Konzept, das J.R.R. Tolkien 1944 in einem Brief an seinen Sohn Christopher erwähnte (Letter 89) und bereits 1938 ausführlich in seinem Vortrag „Fairy-stories“ behandelte (1947 als leicht bearbeiteter Essay „On Fairy-stories“ erschienen). Die Eukatastrophe spielt eine essenzielle Rolle in seinen Werken und findet sich immer wieder in seinem Legendarium.

Ich möchte hier das Konzept der Eukatastrophe ein wenig erläutern und mit Beispielen aus Tolkiens Hauptwerken (dem *Silmarillion*, dem *Hobbit* und dem *Herrn der Ringe*) illustrieren. Fangen wir damit an, Tolkien selbst erklären zu lassen, was er

mit der Eukatastrophe eigentlich meint:

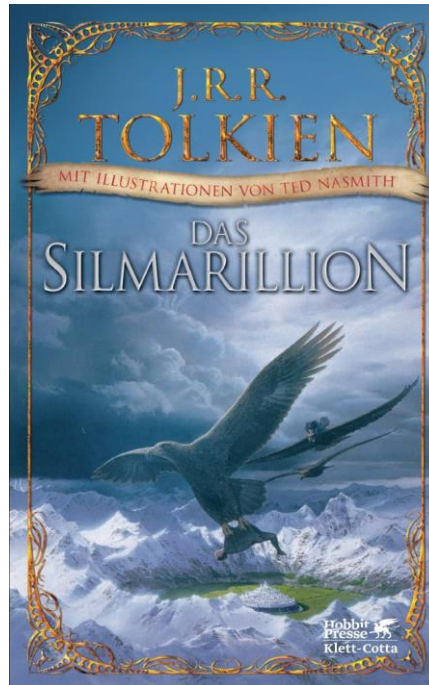
„I coined the word ‘eucatastrophe’: the sudden happy turn in a story which pierces you with a joy that brings tears (which I argued it is the highest function of fairy-stories to produce). And I was there led to the view that it produces its peculiar effect because it is a sudden glimpse of Truth, your whole nature chained in material cause and effect, the chain of death, feels a sudden relief as if a major limb out of joint had suddenly snapped back. It perceives – if the story has literary ‘truth’ on the second plane (for which see the essay [Anm.: On Fairy-stories]) – that this is indeed how things really do work in the Great World for

which our nature is made. And I concluded by saying that the Resurrection was the greatest 'eucatastrophe' possible in the greatest Fairy Story – and produces that essential emotion: Christian joy which produces tears because it is qualitatively so like sorrow, because it comes from those places where Joy and Sorrow are at one, reconciled, as selfishness and altruism are lost in Love.” (Letters, S. 100)

Eine Eukatastrophe ist also eine plötzliche Wendung zum Guten, die die Leser vor Freude zu Tränen rührt, was für Tolkien der höchste Wert einer phantastischen Erzählung (fairy-story) ist. Für ihn ist die Auferstehung Jesu in den Evangelien die höchste aller Eukatastrophen, weil sie als wahr angesehen wird, was gleichsam die essenzielle Wahrheit phantastischer Erzählungen belegt („On Fairy-stories“, S. 14).

Für Tolkien ist „Consolation of the Happy Ending“ („On Fairy-stories“, S. 75), also der Trost, der

in einem glücklichen Ende liegt, einer der wichtigsten Aspekte einer phantastischen Erzählung. Wir haben bereits festgestellt, dass die Katastrophe und die daraus erwachsene Tragödie das Kernelement des Dramas sind. Das macht die Eukatastrophe zum wichtigsten Aspekt einer phantastischen Erzählung: „The eucatastrophic tale is the true form of fairy-tale, and its highest function.“ („On Fairy-stories“,



S. 75) Tolkien leugnet damit nicht die Existenz einer Dyskatastrophe, von Schmerz und Versagen in einer Erzählung, ganz im Gegenteil: All das ist sogar notwendig, um zur Eukatastrophe zu führen, denn sie steht dem ultimativen Versagen einer Tragödie diametral gegenüber und führt anders als eine Tragödie durch Schmerz und Verlust zu einem ultimativen guten Ende. („On Fairy-stories“, S. 75)

Werfen wir nun einen Blick darauf, wie Tolkien dies in seinen eigenen Werken umgesetzt hat. Ich will nicht auf jede noch so kleine Eukatastrophe eingehen und konzentriere mich vor allem auf einige der markanten. Den Anfang sollen Beren und Lúthien machen:

„For the spirit of Beren at her bidding tarried in the halls of Mandos, unwilling to leave the world, until Lúthien came to say her last farewell upon the dim shores of the Outer Sea, whence Men that die set out

never to return. [...] But Lúthien came to the halls of Mandos [...], and she knelt before Mandos and she sang to him." (Silmarillion: S. 220-221)

Die Geschichte von Beren und Lúthien ist die wohl bekannteste und größte Liebesgeschichte Mittelirdes. Beren der Sterbliche verliebt sich in Lúthien, Tochter des Elbenkönigs Thingol und Melian der Maia. Thingol ist nicht gewillt, seine Tochter an einen Sterblichen zu geben, und trägt Beren daher auf, ihm einen der Silmaril Morgoths zu stehlen. Wider aller Erwartungen und Hoffnungen gelingt Beren und Lúthien dies, doch Beren verliert dabei sein Leben. Lúthien folgt ihm in den Tod, und ihnen beiden wird eine einmalige Eukatastrophe gewährt: Für die Spanne eines einzigen Menschenlebens dürfen sie zurückkehren und erneut in Mittel Erde wandeln. So nimmt die Geschichte von Beren und Lúthien schlussendlich dennoch ein glückliches Ende.

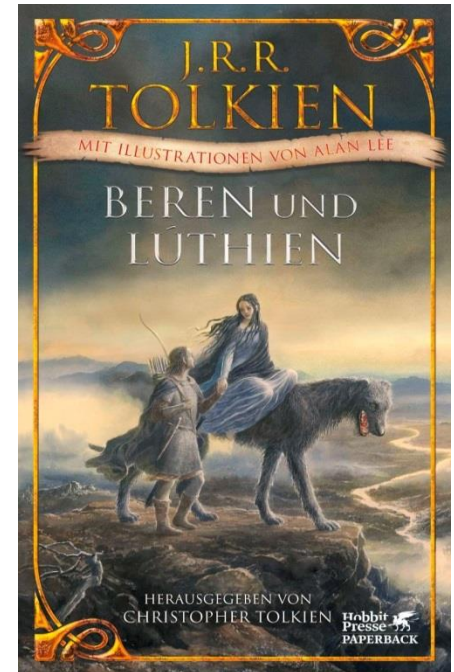
Ein Beispiel für eine Eukatastrophe im Kleinen ist das einleitende Zitat:

„Utulie’n aurë! Aiya Eldalië ar Atanatári, utúlie’n aurë! The day has come! Behold, people of the Eldar and Fathers of Men, the day has come!“ (Silmarillion, S. 225)

Dies ruft Fingon in der Nirnaeth Arnoediad, der Schlacht der Ungezählten Tränen, aus, als er sieht, dass plötzlich sein Bruder Turgon sein geheimes Reich von Gondolin verlassen hat und seine Truppen in den Kampf führt. Für eine Zeitlang wendet dies das Schlachtglück zu Gunsten der Noldor, doch schlussendlich verlieren die Noldor diese Schlacht dennoch. Daher mag dieser einzelne Moment eine Eukatastrophe sein, die Nirnaeth in ihrer Gesamtheit dennoch eine Tragödie.

Die vielleicht größte aller Katastrophen kann jedoch Earendil zugeschrieben werden:

„Great was the sorrow of Earendil and Elwing for the ruin of the havens of Sirion, and the captivity of their sons, and they feared that they would be slain; but it was not so. For Maglor took pity upon Elros and Elrond, and he cherished them, and love grew after between them, as little it might be thought. [...] Yet Earendil saw no hope left in the lands of Middle-Earth, and he turned again in despair and came not home, but sought back once more



to Valinor with Elwing at his side. [...] Then Eärendil, first of living Men, landed on the immortal shores. [...] And Eärendil went into Valinor and to the halls of Valimar, and never again set foot upon the lands of Men. [...] Pardon he asked for the Noldor and pity for their great sorrows, and mercy upon Men and Elves and succor in their need. And his prayer was granted.” (Silmarillion, S. 297-299)

Earendil gelang damit etwas, das niemandem sonst hätte gelingen können. Earendils Vater war der Sterbliche Tuor, seine Mutter Idril, Tochter Turgons von Gondolin. Damit konnte er in seiner Natur als Halbelb für das Schicksal beider Völker sprechen und die Hilfe der Valar erbitten, ohne die Beleriand dem Untergang geweiht gewesen wäre und Morgoth obsiegt hätte. Als die Feanorer Sirion angriffen, konnten Earendil und Elwing mitsamt dem Silmaril entkommen, ihre Heimat war jedoch zerstört und ihre Söhne hielt man für tot. Dass

sie es nicht sind, ist noch einmal eine kleine Eukatastrophe für sich; Elros wird später erster König Númenors, Tar-Minyatur, und Elrond der Herold Gilgalads und Fürst von Bruchtal. Earendil und Elwing hält nun nichts mehr in Mittelerde, und dies zusammen mit dem Silmaril, den sie bei sich tragen, öffnet ihnen den Weg nach Valinor. Earendils Bitten führt zum Krieg des Zorns und zur finalen Niederwerfung des ersten Dunklen Herrschers. Ohne Earendil undenkbar. Man könnte fast sogar sagen, dass auch der Eid der Feanorer seinen Teil zu dieser Eukatastrophe beigetragen hatte, obwohl sonst doch nur Leid daraus erwuchs.

Machen wir nun einen ordentlichen Zeitsprung ins Dritte Zeitalter und schauen uns an, was im Hobbit geschieht.

„The clouds were torn by the wind, and a red sunset slashed the West. Seeing the sudden gleam in the

gloom Bilbo looked round. He gave a great cry: he had seen a sight that made his heart leap, dark shades small yet majestic against the distant glow.

„The Eagles! The Eagles!’ he shouted. „The Eagles are coming!’“ (Hobbit, S. 330)

Hier sind es die Adler Manwes, die die Eukatastrophe mit sich bringen. Bemerkenswert an dieser Stelle ist übrigens, dass sie aus dem Westen kommen, also aus Richtung Valinor. Sie greifen in die Schlacht der Fünf Heere ein und wenden sie zum Guten. Die Orks und Wölfe können besiegt werden und in Folge dessen hat der Norden Mittelherdes lange Ruhe vor ihnen.

Natürlich finden sich auch im *Herrn der Ringe* zahlreiche Eukatastrophen. Nicht jede davon findet in einer Schlacht statt, diese hier zum Beispiel im Fangorn, wo Aragorn, Legolas und Gimli auf jemanden treffen, den sie zunächst für Saruman hielten:

„At last Aragorn stirred. ‚Gandalf!‘ he said. ‚Beyond all hope you return to us in our need! What veil was over my sight? Gandalf!‘ Gimli said nothing but sank to his knees, shading his eyes. ‚Gandalf,‘ the old man repeated, as if recalling from old memory a long disguised word. ‚Yes, that was the name. I was Gandalf.‘“ (LotR, S. 645)

Es ist nun schon einige Zeit her, dass die Gefährten den Verlust Gandalfs zu beklagen hatten.



Sicher hätte niemand damit gerechnet und darauf gehofft schon gar nicht, dass Gandalf von den Valar zurück nach Mitteleerde geschickt würde. Denn seine Aufgabe ist noch nicht vorüber. Auch hierin liegt eine Eukatastrophe, denn nun kann Gandalf der Weiße seine Rolle als Heerführer des Westens einnehmen.

Ebenfalls ein Beispiel für eine Eukatastrophe in einem verzweifelten Kampf findet sich in der Belagerung Minas Tiriths:

„Gandalf did not move. And in that very moment, away behind in some courtyard of the City, a cock crowed. Shrill and clear he crowed, recking nothing of wizardry or war, welcoming only the morning that in the sky far above the shadows of death was coming with the dawn. And as if in answer there came from far away another note. Horns, horns, horns. In dark Mindolluin’s sides they dimly echoed. Great horns of the North wildly blown. Rohan had come at last.“ (LotR, S. 1085)

Die Leuchtfeuer wurden entzündet, doch die Heere Saurons stehen vor den Toren Minas Tiriths. Der Hexenmeister hat bereits die Tore niedergerissen, die Stadt liegt offen und ohne Verteidigung da. Und in diesem tiefsten Moment der Verzweiflung erscheinen die Reiter Rohans. Vielleicht ist es sogar die Eukatastrophe, an die man als Erstes denkt, sobald es um dieses Thema geht.

Und natürlich auch die Niederwerfung Saurons:

„‚Precious, precious, precious!‘ Gollum cried. ‚My precious! O my precious!‘ And with that, even as his eyes were lifted up to gloat on his prize, he stepped too far, toppled, wavered for a moment on the brink, and then with a shriek he fell. Out of the depths came his last wailed Precious, and he was gone.“ (LotR, S. 1238)

Mit ihm wurde auch der Ring vernichtet. Frodo hat es entgegnen

aller Erwartungen nach Mordor geschafft, unentdeckt bis zum Ende. Und doch ist er schlussendlich auf den letzten Metern gescheitert. Er hat den Ring für sich beansprucht und sich als neuen Herrn des Ringes ausgerufen. Alles scheint verloren, Frodos Quest umsonst. Ohne Gollum wäre der Ring nie vernichtet worden. Dies ist die letzte der großen Eukatastrophen.

Was dies alles mit Hoffnung zu tun hat? Nun, eine ganze Menge. Tolkien sagt uns im Prinzip nichts weiter, als dass wir die Hoffnung nie aufgeben sollten, selbst nicht in der dunkelsten Stunde. Wenn nicht einmal Earendil einen Weg in den Westen findet, wer soll es sonst schaffen? Und dennoch gelingt ihm, was als unmöglich galt. Als die Schlacht der Fünf Heere schon zu Gunsten der Orks entschieden schien, kamen die Adler und mit ihnen konnten die Elben und Menschen und Zwerge die Feinde zurückschlagen

und dem Norden Mittelerde lange Jahre des Friedens beschenken. Und selbst in dem Moment, als Frodo den Ring für sich beansprucht und Gollum ihm den Finger abbeißt und alles verloren scheint, tritt die Eukatastrophe ein.

„Often hope is born, when all is forlorn“, rät Legolas seinen Freunden (LotR, S. 1148). Hoffnung kommt manchmal aus den unerwartetsten Richtungen, und wenn alles verloren scheint, gibt es noch immer die Hoffnung.

Kurz vor der Belagerung Minas Tiriths fragt Pippin Gandalf, ob noch Hoffnung besteht. Dieser antwortet: *„There was never much hope. Just a fool’s hope, as I have been told.“* (LotR, S. 1066) Nicht immer führt Hoffnung auch zur Eukatastrophe, sondern täuscht manchmal. Gandalf fürchtet in diesem Moment genau das und Denethor bekommt die Folgen einer solchen falschen Hoffnung zu spüren, als Faramir vermeint-

lich sterbend vor ihm liegt: *„The fool’s hope has failed. The Enemy has found it, and now his power waxes; he sees our very thoughts, and all we do is ruinous.“* (LotR, S. 1078) Hier hat ihn die Hoffnung zur Verzweiflung getrieben und lässt ihn aufgeben.

Doch möchte man meinen, dass selbst die Hoffnung eines Narren besser ist als die Verzweiflung, die Denethor nun befällt. Anders als Denethor gibt Gandalf nicht auf. Hoffnung mag vielleicht keine mehr bestehen (diese Annahme wird sich jedoch als falsch erweisen, denn es gibt immer Hoffnung), dennoch kämpft er für Minas Tirith und stellt sich dem Hexenkönig. Und aus der tiefsten Not heraus, als alles schon verloren scheint, erscheint Rohan auf dem Schlachtfeld und kann die Belagerung im letzten Moment sprengen. Das Hoffen scheinbar wider jede Vernunft hat sich ausgezahlt. Denethors Verlust hat ihn dazu gebracht aufzugeben und sich

der Verzweiflung hinzugeben, dass der Ring nicht zerstört werden kann. Schon bei Elronds Rat nannte Erebor die Idee, den Ring nach Mordor zu tragen, eine Narretei. Gandalf sagte dazu: *„Despair, or folly? It is not despair, for despair is only for those who see the end beyond all doubt. We do not. It is wisdom to recognize necessity, when all other courses have been weighed, though as folly it may appear to those who cling to false hope. Well, let folly be our cloak, a veil before the eyes of the Enemy!“* (LotR, S. 350-351)

Kurz gesagt: Es ist weise zu hoffen und alles dafür zu tun, damit das Gute, worauf man hofft, auch tatsächlich eintritt.

Bei Tolkien kommt mit der Eukatastrophe Hilfe oft von unerwarteter Seite und nicht einmal die Weisen können alles vorhersehen. Tolkiens Welt liegt ein klares moralisches Konzept zu Grunde. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass das Gute schluss-

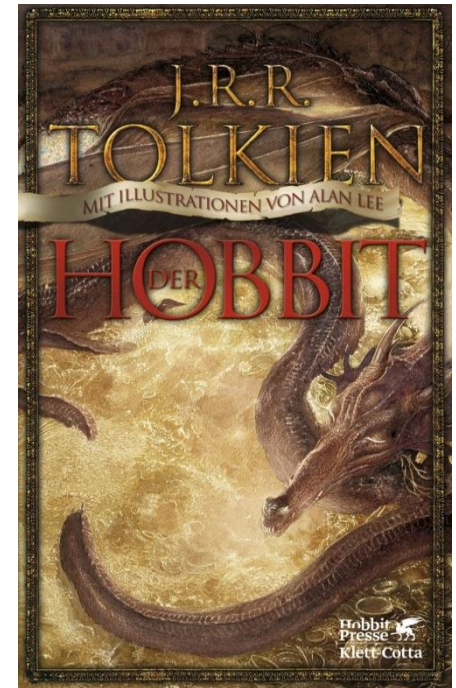
endlich immer auf die eine oder andere Weise obsiegt, und dass es sich lohnt, dafür zu kämpfen und die Hoffnung auf ein gutes Ende nicht aufzugeben. Denethor zeigt uns, was passiert, wenn wir diese Hoffnung aufgeben, denn dann ist der Kampf bereits verloren, bevor er ausgetragen wurde.

Nicht immer scheint ein solcher Kampf kämpfenswert. *„Hardly has our strength sufficed to beat off the first great assault. The next will be greater. This war is then without final hope, as Denethor perceived“*, sagt Gandalf (LotR, S. 1149) Warum diesen Krieg also kämpfen, wenn es keine finale Hoffnung gibt? Weil es richtig und gut ist. *„There are some things that it is better to begin than to refuse, even though the end may be dark“*, sagt Aragorn dazu (LotR, S. 573).

In der Hoffnung liegt die Kraft, für all das Gute in der Welt zu kämpfen und dafür einzustehen,

selbst dann, wenn alles finster und verloren scheint. Eine Eukatastrophe kann immer eintreten.

Wir haben nun erfahren, was eine Eukatastrophe ist. Aus Schmerz und Verzweiflung heraus wendet sich die Erzählung hin zum Guten. Dieses glückliche Ende ist das höchste Ziel und definierende Charakteristikum einer phantastischen Erzählung, das sie von der Tragödie ab-



grenzt. In diesem Ende liegt eine Freude, die so groß ist, dass sie die Lesenden im besten Falle zum Tränen rührt, auf alle Fälle aber mit einer großen Freude erfüllt. Tolkien argumentiert, dass dies die grundlegende Wahrheit von phantastischen Erzählungen belege, denn diese Gefühle seien echt. Die größte aller Eukatastrophen ist für ihn die Auferstehung Jesu, welche sich in Earendils Geschichte wiederfindet.

Die Hoffnung ist der stärkste Motivator selbst in der dunkelsten Stunde. Manchmal erscheint diese wie Narretei, weil der Weg, der vor einem liegt, so dunkel ist, dass ein gutes Ende unmöglich erscheint. Wir können jedoch nie mit absoluter Gewissheit wissen, was am Ende dieses Weges liegt, und die Möglichkeit einer Eukatastrophe besteht immer. Dies liegt begründet in der Moral von Tolkiens Welt und ihrer Natur als Fairy Tale, dass das Gute am Ende immer obsiegt.

Ich möchte diesen kleinen Ausflug in Tolkiens Eukatastrophe mit einem weiteren Zitat beenden:

„But that’s not the way of it with the tales that really mattered, or the ones that stay in the mind. Folk seem to have been just landed in them, usually – their paths were laid that way, as you put it. But I expect they had lots of chances, like us, of turning back, only they didn’t. And if they had, we shouldn’t know, because they’d have been forgotten. We hear about those as just went on – and not all to a good end, mind you; at least not to what folk inside a story and not outside it call a good end. You know, coming home, and finding things all right, though not quite the same – like old Mr Bilbo. But those aren’t always the best tales to hear, though they may be the best tales to get landed in! I wonder what sort of a tale we’ve fallen into? [...] Beren now, he never thought he was going to get that Silmaril from the Iron Crown in Thangorodrim, and yet he did, and that was a worse

place and a blacker danger than ours. But that’s a long tale, of course, and goes on past the happiness and into grief and beyond it – and the Silmaril went on and came to Eärendil.“ (LotR: 931-932)

Rezension zu *Der Herr der Ringe* (illustrierte Ausgabe)

Quellen:

Dudenredaktion (2007), Duden Band 7. Das Herkunftswörterbuch, 4. Auflage, Mannheim

Tolkien, John Ronald Reuel (2014), „On Fairy-stories“, London

Tolkien, John Ronald Reuel (2006), *The Hobbit*, London

Tolkien, John Ronald Reuel (2006), *The Letters of J.R.R. Tolkien*, London

Tolkien, John Ronald Reuel (2007), *The Lord of the Rings*, London

Tolkien, John Ronald Reuel (2008), *The Silmarillion*, London



Entwickler: Hello Games
Publisher: Hello Games
Designer: Steve Burgess, Chris Symonds, James Chilcott
Musik: Paul Weir
Genre: Puzzle, Adventure

Plattformen: iOS, Microsoft Windows, Nintendo Switch, PlayStation 4, Xbox One
Preis: 14,99 EUR

The Last Campfire

Eine Rezension von Judith Madera

Mit *The Last Campfire* haben die Macher von *No Man's Sky* ein kleines, berührendes Adventure geschaffen, das mit einer düsteren, märchenhaften Spielwelt und teils knackigen Rätseln aufwartet. Die kleine Glut Ember durchstreift auf der Suche nach

so genannten Forlorn, die ihren Weg und ihre Hoffnung verloren haben, Wälder, Moore und zerfallene Tempel. Indem man in die verwirrte Innenwelt der Forlorn eintaucht und dort Rätsel löst, befreit man die Lichter der Hoffnung und gibt sie den Ver-



© Hello Games

lorenen zurück, die sich daraufhin an einem großen Lagerfeuer sammeln und von einem guten Geist geleitet werden.

Ember ist eine kleine Gestalt, von der man nur zwei leuchtende Augen unter einem kissenartigen Gewand sieht. Zu Beginn des Spiels strandet sie in einer dunklen Zwischenwelt, in der alle Hoffnung verloren scheint. Nun gilt es, einen Weg hinaus zu suchen und dabei den Forlorn zu helfen, Wesen wie Ember, die in ihrer Hoffnungslosigkeit versteinert sind. Hat man allen Forlorn

eines Spielabschnitts geholfen, öffnen sich neue Wege in neue Welten. Zusätzlich muss man die Tagebucheinträge eines mysteriösen Wanderers finden.

Die Spielwelt voller Pflanzen und Ruinen erinnert an *The Legend of Zelda: Breath of the Wild*, ebenso wie die Rätsel, die anfangs noch recht einfach zu lösen und später richtig knifflig sind. Ember muss versteckte Pfade finden, verschiedenartige Puzzle lösen, Hindernisse überwinden, Schalter auslösen, sich neue Wege bauen, kleine Aufträge erledigen

oder auch Hoffnungslichter davor bewahren, ausgepustet zu werden. Manchmal ist die Lösung einfach, manchmal verzweifelt man fast an der Knobelei.

Eine weibliche Erzählstimme begleitet Ember, sodass es sich anfühlt, als liefe man in einem melancholischen Märchenbuch herum. Hin und wieder trifft man außer Forlorn auch Gestalten wie einen Fischer oder einen Koch, denen man ebenfalls die Hoffnung zurückgeben muss. Die Welt erscheint zunächst klein



und Embers Fähigkeiten limitiert, sodass das Spiel sehr einfach wirkt. Doch mit jedem neuen Areal werden die Rätsel komplexer, und so können auch Erwachsene ihren Spaß an Embers Reise haben. Leider ist das Spiel eher kurz, was man anhand des recht niedrigen Preises von 14,99 erahnen kann.

The Last Campfire ist auf verschiedenen Plattformen verfügbar. Gespielt wurde hier die Version für die Nintendo Switch,

welche mit einer einfachen, intuitiven Steuerung überzeugt. Auch graphisch macht das kleine Spiel einiges her, und auch der Cellshading-Look sowie die Gestaltung der tempelartigen Puzzlewelten erinnern stark an *Breath of the Wild*. Entsprechend kann man sich mit *The Last Campfire* wunderbar die Zeit bis zum nächsten *Zelda* vertreiben. Leider ruckelt das Spiel manchmal, was nicht wirklich stört, aber doch verwunderlich ist. So riesig sind die Areale nämlich

nicht, dass die Konsole an ihre Grenzen käme.

Fazit

The Last Campfire ist ein herzerwärmendes Spiel, in dem es gilt, Hoffnung zu finden und zu geben. Der Cellshading-Look bringt die düstere, märchenhafte Spielwelt wunderbar zur Geltung, und die Rätsel werden mit jedem neuen Areal anspruchsvoller, sodass Puzzlefans auf ihre Kosten kommen.



© Hello Games

Sailor Moon und die Macht der Hoffnung

Ein Artikel von Judith Madera

Als *Sailor Moon* in den 1990ern über die TV-Bildschirme flimmerte und als einer der ersten Shōjo-Manga nach Deutschland kam, löste die schöne Mädchenkriegerin im Matrosenkleid einen regelrechten Hype aus. Damals gab es massenweise Sonderhefte und Merchandise, trotzdem dauerte es fast dreißig Jahre, bis *Pretty Guardian Sailor Moon* 2020 als edle Hardcover-Sammlerausgabe erschien.

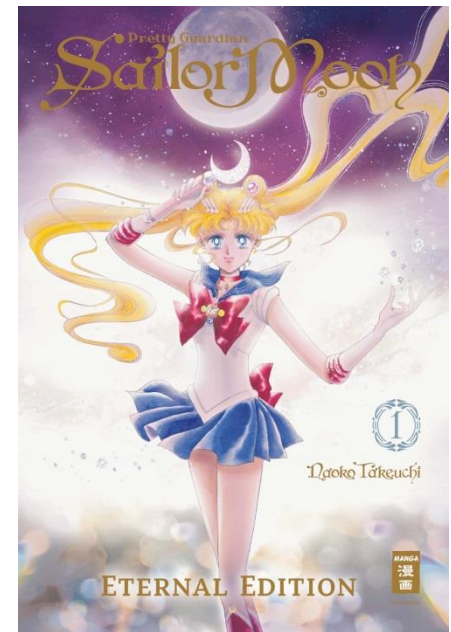
Die Geschichte um Usagi Tsukino, die sich in Sailor Moon verwandelt und gegen das Böse kämpft, hat bis heute nichts von ihrer Faszination verloren. Von manchen wird Sailor Moon auch als Vorläufer der Hopepunk-

Bewegung gesehen, und tatsächlich ist Hoffnung eines der Kernelemente von Manga und Anime.

Tollpatsch und Superheldin

Zu Beginn der Handlung ist Usagi vierzehn Jahre alt, verschläft oft und hat schlechte Noten. Sie ist tollpatschig, lebenslustig und unglaublich begeisterungsfähig. Als sie die Katze Luna trifft, die sprechen kann und ihr eine magische Brosche zur Verwandlung in Sailor Moon gibt, will Usagi zunächst nicht kämpfen. Sie hat Angst und traut ihren eigenen Kräften noch nicht. Als nach und nach weitere Kriegerinnen zu ihr stoßen, mit denen sich intensive

Freundschaften entwickeln, und sie sich in den geheimnisvollen Tuxedo Mask verliebt, hat Sailor Moon einen Grund zu kämpfen und wird zunehmend mutiger.



Um ihre Freunde und ihre Liebe zu beschützen, riskiert sie alles, und mit jedem neuen Handlungsbogen gewinnt Usagi an Selbstvertrauen und Ausstrahlung.

Im Manga ist Usagi zwar anfangs auch ein echter Schussel und ist nah am Wasser gebaut, doch sie wirkt deutlich ruhiger und erwachsener. Im Anime (aus den 1990ern) bricht sie dagegen in nahezu jeder Folge, oft wegen Kleinigkeiten, in Tränen aus, die

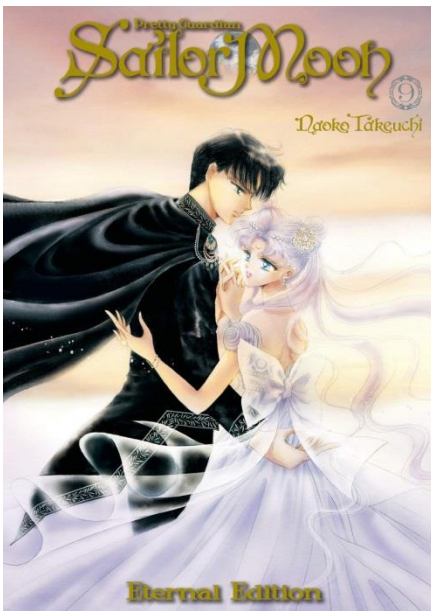
dazu in alle Richtungen spritzen. Sie erscheint vor allem streitsüchtig und unreif und wirkt insgesamt überzeichnet. Wer den Manga kennt und liebt, empfindet Usagi im Anime schnell als nervig und lächerlich. Dennoch kommen auch hier ihre Stärken zum Vorschein, wie ihre Offenheit gegenüber ihren Mitmenschen, ihre Fröhlichkeit und ihr Mut, den sie immer dann entwickelt, wenn Freunde in Gefahr sind.

Die Mondprinzessin und das Silberreich

Im Laufe der Handlung erfährt Usagi, dass sie die wiedergeborene Prinzessin des Mondes und damit Erbin des Silberreichs ist. Einst wachten die langlebigen Mondbewohner über die Erde, wobei sich Prinzessin Serenity in den Prinzen der Erde, Endymion, verliebte. Ihre Liebe fand ein frühes und tragisches Ende in einem verheerenden Krieg, ausgelöst von einer dunklen Macht,

die den Hass der Erdbewohner schürte. Das Silberreich ging unter, und die letzte Handlung der Mondkönigin war, mit der Kraft des heiligen Silberkristalls das Böse zurückzudrängen und ihre Tochter sowie ihre Kriegerrinnen auf die Erde zu schicken, wo sie in unserer Gegenwart wiedergeboren wurden. Sie alle sollten dort ein normales und glückliches Leben führen, doch das Böse erwacht und der Kampf beginnt von vorne.

Während der Manga sich stark auf die Fantasy- und SF-Elemente konzentriert und eine sowohl magische als auch dramatische Geschichte erzählt, widmet sich der Anime stärker dem Alltag der jungen Protagonistinnen, ihren Beziehungen untereinander und zu ihren Familien. So erscheint der Anime trotz allem Kitsch und überzogener Comedy hoffnungsvoller, da in vielen kleinen Nebengeschichten verschiedenste Charaktere ermutigt werden, an ihre Träume



zu glauben und Streitigkeiten beizulegen.

Licht und Hoffnung als Waffe

Das Besondere bei Sailor Moon sind die unblutigen, spektakulären Kämpfe, in denen der Gegner nicht niedergemetzelt, sondern mit Hilfe von Magie aufgehalten und schließlich durch Sailor Moons Kräfte vom Einfluss des Bösen geheilt wird. Die ersten Gegner in *Sailor Moon* sind Gegenstände, die in Monster verwandelt werden und den Menschen Energie rauben, basierend auf dem japanischen Volksglauben der Tsukumogami: Alltagsgegenstände, die zu Geistern und lebendig werden. Sailor Moon hat die Macht, diese Monster zurückzuverwandeln.

Später in der Handlung des Animes verwandeln sich vor allem Menschen in Monster, da ihnen ihr Herzkristall, ihr Traumspiegel oder ihr Sternenkristall gestohlen wird. Und da

es sich um Menschen handelt, kann und will Sailor Moon diese nicht verletzen und stellt sich auch mal ihren Mitstreiterinnen in den Weg, um diese „Monster“ zu schützen. Die Folgen der Animeserie enden natürlich immer mit dem Zurückverwandeln der Menschen und vermitteln oftmals positive Botschaften.

Im Manga schreitet die Handlung schneller voran und verläuft dramatischer. Die Kriegerinnen, die Sailor Moon beschüt-



zen, werden vom Feind gefangen genommen und sogar getötet. Doch die Macht des magischen Silberkristalls, die sich aus der Kraft und Hoffnung in Sailor Moons Herz speist, holt diese wieder ins Leben zurück. Wenn Sailor Moon verzweifelt und der Angst nachgibt, ist sie nahezu machtlos, doch der Glaube an ihre Freunde und ihr Wunsch, ein normales und friedliches Leben zu führen, entfesseln ungeahnte Kräfte in ihr. Sosehr sich Manga und Anime unterscheiden, eins haben sie gemeinsam: Sailor Moon erhält ihre Kraft aus Liebe, Freundschaft und Hoffnung.

Hoffnung gegen alle Widerstände

Im Manga, aber vor allem im Anime wird Sailor Moon oft als naiv und dumm bezeichnet, weil sie selbst in ihren Feinden das Gute sieht und an friedliche Lösungen glaubt. Sie wird als schwach empfunden, wenn sie

sich weigert zu kämpfen, weil sie niemanden verletzen will. Gegner machen sich über sie lustig, wenn sie sagt, dass sie etwas gemeinsam haben und dass in ihren Körpern die gleichen Herzen schlagen. Ihre Hoffnung ist so radikal, dass sie auf den ersten Blick lächerlich und unglaublich unwürdig erscheint, doch letztlich behält Sailor Moon Recht und rettet mit Hoffnung und Liebe die Welt.

Das Thema Hoffnung dominiert insbesondere den letzten Handlungsbogen *Sailor Stars*, in dem sich Sailorkriegerinnen verschiedener Planeten gegenseitig bekämpfen. Während manche die Hoffnung aufgeben und sich der vom Chaos besessenen Sailor Galaxia anschließen, um wenigstens ihr Leben zu retten, sterben andere im Kampf gegen die übermächtige Gegnerin. Wo verschiedene Meinungen und Wege aufeinanderprallen, plädiert Sailor Moon für eine gemeinsame Lösung und für einen Zu-

sammenschluss aller verbliebenen Kriegerinnen. Anime und Manga finden unterschiedliche Lösungen für den finalen Kampf, doch beide enden hoffnungsvoll.

Diversity in Sailor Moon

Zu den wichtigsten Botschaften in *Sailor Moon* gehört, dass jeder so leben soll, wie er glücklich ist. Mit Sailor Uranus und Sailor Neptun gibt es ein lesbisches Paar in Manga und Anime, was in den 1990ern für manche Länder so skandalös war, dass ihre Liebe zensiert wurde. In Deutschland durften die Zuschauer*innen und Leser*innen die beiden als Paar erleben, und bis heute gilt diese Liebe als positive Repräsentation von queeren Identitäten.

Uranus und Neptun werden nie auf ihre Homosexualität reduziert, auch wird nie ein Problem daraus gemacht. Sie sind vielseitige Charaktere mit verschiedenen Talenten, die von den ande-

ren bewundert werden. Manche Sailorkriegerin schwärmt gar für Sailor Uranus, die im Manga sowohl Frau als auch Mann ist. Heute würde man sie als nicht-binär bezeichnen.

Mit den Sailor Star Lights gibt es im Anime drei weitere Kriegerinnen mit zwei Geschlechtern, denn sie tarnen sich auf der Erde als Boygroup, also Männer. Anders als bei Sailor Uranus wurde dies im Fall von Sailor Star Fight-



er/Seiya in Fankreisen oft heiß diskutiert und kritisiert, allerdings weniger deswegen, weil sich hier ein Mann in eine Frau verwandelt und umgekehrt, sondern aufgrund der unerwiderten Liebe, die Seiya für Usagi empfindet. Zwischen den beiden entwickelt sich „nur“ eine sehr intensive Freundschaft, doch so mancher Fan stört sich bis heute daran, dass es neben Usagis wahrer Liebe Mamoru einen anderen Mann gibt (der auch noch charakterlich viel besser zu ihr passen würde ;)).

Sailor Moon heute

Wie anfangs erwähnt, erscheint aktuell eine schicke Hardcover-Ausgabe des Mangas. Diese ist vom Format her etwas größer, die Druckqualität deutlich besser als bei den Taschenbüchern. Dazu sollen alle jemals erschienenen Farbillustrationen enthalten sein, die damals separat als Art-

books erhältlich waren (welche nicht neu aufgelegt werden sollen). Leider sind bisher nur die ersten beiden Bände, die den ersten Handlungsbogen abschließen, erschienen. Die anderen verzögern sich aktuell etwas.

2020 ist zudem die erste Staffel der neuen Gesamtausgabe des Animes (aus den 1990ern) erschienen, erstmals auch auf Blu-ray. Bei den alten DVD-Boxen war die Bildqualität teilweise okay und teilweise schlecht. Nun wurde die Serie endlich für die großen, modernen TV-Geräte überarbeitet, sodass man keinen Pixelbrei mehr haben sollte. Aktuell läuft der alte Anime auf SIXX, und die Folgen können nachträglich auch online angeschaut werden.

Mit *Sailor Moon Crystal* erschien vor wenigen Jahren zudem ein neuer Anime, der sich stark an die Mangavorlage hält und diese

quasi nacherzählt. Im Vergleich zum alten Anime wirkt *Sailor Moon Crystal* etwas steif und kühl. Man sieht einfach, dass sich ein Manga nicht unbedingt 1:1 als Anime umsetzen lässt, ohne teilweise seltsam zu wirken. Trotzdem ist der neue Anime sehenswert, vor allem für diejenigen, die mit Manga nichts anfangen können und die wahre Geschichte von Sailor Moon kennenlernen wollen.







Autor: Séverine Gauthier
 Zeichner: Clément Lefèvre
 Übersetzer: Marcel LeComte
 Verlag: Splitter (2018)
 Genre: Fantasy / Drama / Humor

Gebundene Ausgabe
 96 Seiten, 19,95 EUR
 ISBN: 978-3958399723

Die entsetzliche Angst der Epiphanie Schreck

Eine Rezension von Markus Drevermann

Epiphanie ist achteinhalb, und seit acht Jahren wächst eine Angst in ihr – die Angst vor ihrem Schatten. Deshalb macht sie sich auf den Weg durch den Wald, um zu Dr. Psyche zu gehen, der ihr angeblich helfen kann. Bevor sie zu ihm gelangt, trifft sie auf einen seltsamen Mann, der als Wegweiser durch den Wald fungiert. Nur kann er ihr den Weg nicht weisen, weil er sich selbst verloren hat. Dennoch findet sie ihren Weg, womit aber ihre Reise nicht beendet ist. Sie will weiterhin ihre Angst überwinden und trifft bei ihrer Suche auf weitere seltsame Gestalten, die ihr anscheinend mal mehr und mal weniger helfen.

Séverine Gauthier und Clément Lefèvre widmen sich in ihrem Comic einem Thema, das wohl jeden auf die ein oder andere Art betrifft: Epiphanie muss sich mit ihrer Angst auseinandersetzen, und die ist über die Jahre immer größer geworden. Darum geht sie auf eine merkwürdige Reise, um zu lernen, was Angst eigentlich ist und wie man sie bekämpfen kann. Gauthier und Lefèvre nähern sich sehr behutsam ihrem Thema, auch wenn dem Leser gleich zu Beginn Epiphanies Angst in aller Deutlichkeit präsentiert wird. Aber sie ist zunächst nur ihr ständiger Begleiter, weicht ihr nicht von der Seite. Séverine Gauthier macht E-

Epiphany's Angst zu einer handelnden Figur, die greifbar wird und dadurch ihren Schrecken verliert. Selbst wenn sie sich am Ende ein letztes Mal aufbäumt, so ist doch eines klar: Epiphany wird sich von ihr befreien. Bis dahin ist es aber eine lange und vor allem kuriose Reise.

Der Vergleich mit *Alice im Wunderland* ist naheliegend. Wie in dem Romanklassiker trifft Epiphany auf eine Reihe seltsamer Gestalten: Da ist der Wegweiser, der niemandem mehr den Weg weisen kann, weil er seine Ernsthaftigkeit und damit seine Bodenhaftung verloren hat, oder Dr. Psyche, der eine ganz eigene Herangehensweise an Epiphany's Problem hat.

Die beeindruckendste Episode dreht sich um den Zirkus der 12. Nacht, auf den Epiphany letztlich trifft und dessen Direktor ebenso seine ganz eigenen Vorstellungen hat. Kinder werden diese Figuren mit Sicherheit lieben. Aber ebenso wie *Alice im*

Wunderland richtet sich *Die entsetzliche Angst der Epiphany Schreck* mehr an den erwachsenen Leser. Einige der Dialoge dürften für Kinder etwas zufordernd sein, und auch das Thema an sich ist keines, mit dem man ein Kind unbedingt allein lassen sollte. Wenn Eltern und Kinder aber gemeinsam den Comic lesen, dürfte es für beide Seiten ein großes Vergnügen sein, Epiphany's Reise durch den Wald mitezuerleben. Die skurrilen Figuren werden jedem schnell ans Herz wachsen, und so gut wie jeder wird sich hin und wieder in ihnen wiedererkennen. Dazu schreibt Séverine Gauthier herrliche Dialoge, sodass eine wunderbare Geschichte entsteht, die am Ende dem Leser ohne erhobenen Zeigefinger – wenn er möchte – den ein oder anderen Ratschlag geben kann. Aber auch ohne diesen Aspekt ist *Die entsetzliche Angst der Epiphany Schreck* einfach ein toller Comic, der unbedingt gelesen werden sollte.

Neben Séverine Gauthier als Autorin überzeugt Clément Lefèvre auf ganzer Linie bei der Erschaffung der phantastischen Welt von Epiphany und ihrer Umsetzung in einfach schöne Bilder. Diese erinnern ein bisschen an Kinderbücher, allerdings sehr hochwertige. Die Figuren sind wunderbar, und Gauthier bringt ihre Seltsamkeit und ihre Besonderheiten super zur Geltung. Für Erwachsene sind sie ein Augenschmaus, und Kinder werden sie auf jeden Fall lieben. Sie beinhalten etwas kindlich Warmes, wodurch es nie richtig gruselig wird, aber für eine wohligen Schauer wird es vermutlich reichen.

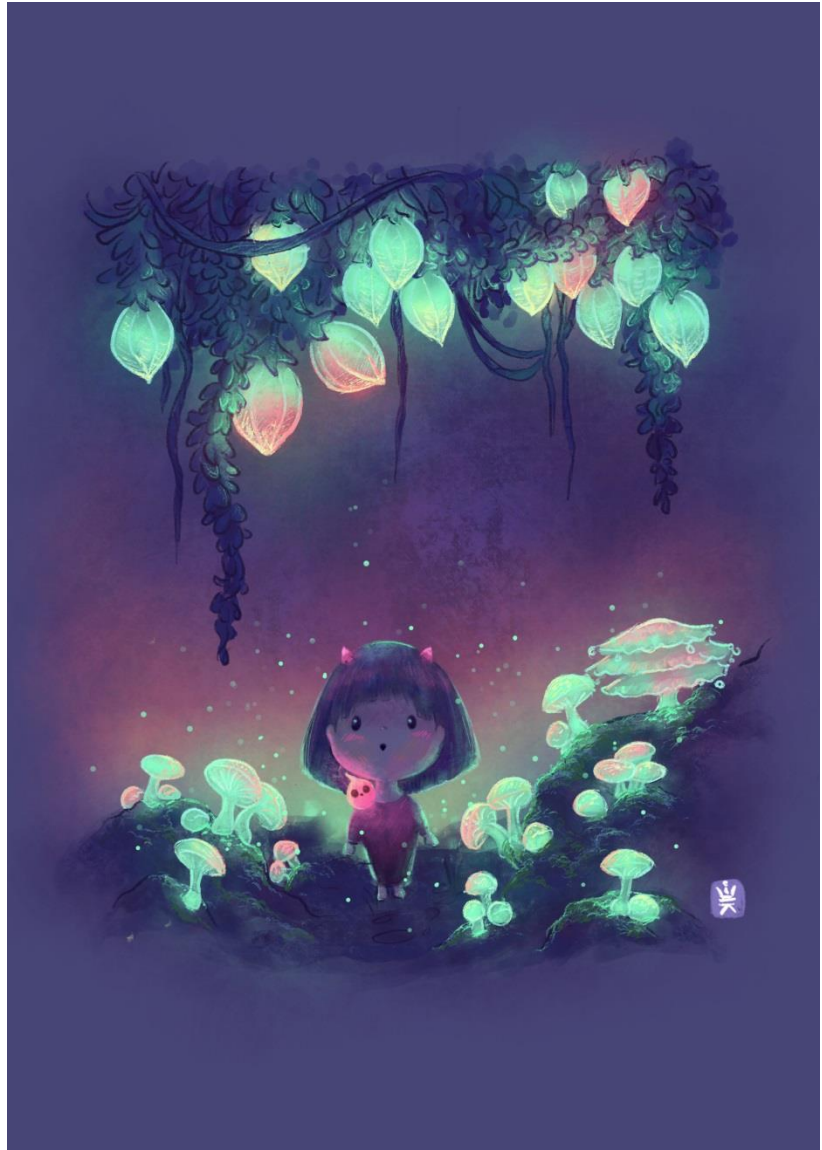
Hier ist einfach alles perfekt umgesetzt, auch dadurch, dass Clément Lefèvre mit der Seitenaufteilung spielt und die Geschichte teilweise rein über die Bilder und ohne Text weiter erzählt wird. Wer sich nicht von dem Zauber der Zeichnungen einfangen lässt, sollte sich fragen,

wann er aufgehört hat, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Auf jeden Fall gilt: bitte mehr von diesem Künstler veröffentlichen.

Als Bonus gibt es ein *Kleines psychiatrisches Handbuch für Phobiker...* mit kreativ erfundenen Ängsten und ein dem Thema angepasstes, auf zwei Seiten abgedrucktes Brettspiel. Beides stellt eine ideale Ergänzung zu diesem phantastischen Band dar.

Fazit

Eine einfühlsame Annäherung daran, was Angst ist und woher sie stammt, von Séverine Gauthier und Clément Lefèvre vermischt mit einer einfallsreichen, turbulenten und fantastischen Reise durch ein wunderschönes Reich. Das Thema mag die Angst sein, aber die Geschichte von Epiphanie Schreck ist einfach wunderschön und macht Mut.





Autor: Séverine Gauthier
Zeichner: Jérémie Almanza
Übersetzer: Max Murnel
Verlag: Splitter (2019)
Genre: Drama / Fantasy

Gebundene Ausgabe
32 Seiten, 13,95 EUR
ISBN: 978-3958399846

Herz aus Stein

Eine Rezension von Markus Drevermann

An einem Wintertag im Dezember werden zwei Kinder geboren: ein Junge mit einem Herz aus Stein und ein Mädchen mit einem Artischockenherzen. Er kann nichts spüren und versteht Emotionen überhaupt nicht, sie hingegen ist voller Liebe, und die beschließt sie dem Jungen mit dem Herz aus Stein zu schenken. Doch der kann sie nicht erwidern, und so verliert sich das Mädchen immer mehr in einer hoffnungslosen Liebe, bis sie ihr Herz praktisch vollkommen verschenkt hat und es fast vollkommen aufgezehrt ist.

Glücklicherweise gibt es den Jungen mit dem goldenen Herzen, der die weggeworfenen Teile ihres Herzens gesammelt

und zusammengesetzt hat und endlich den Mut findet, sie anzusprechen.

Séverine Gauthier hat mit *Die entsetzliche Angst der Epiphanie Schreck* eine wunderbare Geschichte über die Angst und den Umgang mit ihr geschrieben, die bereits im November 2018 bei Toonfish erschien. Mit *Herz aus Stein* präsentiert sie eine weitere einfühlsame, kluge und wunderschöne Geschichte, die sich nicht nur an Kinder richtet, wie das Cover und Jérémie Almanzas Zeichenstil, der einfach toll und passend ist, vermuten lassen.

Die Geschichte über eine unerfüllte Liebe, in die man sich verliert und bald kurz davor steht,

das wirkliche Glück zu übersehen, dürfte jeden ansprechen. So gut wie jeder dürfte so etwas in der ein oder anderen Art mal erlebt haben.

Und genau hier zeigt sich dann auch, dass Séverine Gauthiers Geschichte sich eben nicht nur an Kinder und Jugendliche richtet, sondern wirklich an jeden. Denn die Erfahrungen, die sie hier beschreibt, sind essentiell und universal, und selbst wenn die Geschichte teilweise recht düster erzählt wird, gibt sie vielleicht dem einen oder anderen doch Halt und Hoffnung. Mehr kann von einer Geschichte eigentlich kaum erwartet werden.

Vor allem wenn all das, all die Gefühle und Emotionen auf gerade einmal 32 Seiten erzeugt und so glaubwürdig erzählt

werden. Séverine Gauthier ist eine kluge und großartige Erzählerin, die mit *Epiphanie Schreck* und *Herz aus Stein* zwei kleine Meisterwerke geschaffen hat.

Herz aus Stein ist dabei kein waschechter Comic. Sprechblasen gibt es keine, Gauthier erzählt ihre Geschichte mit wenigen, kurzen Texten, die in Reimform gehalten sind und *Herz aus Stein* noch poetischer und wunderbarer werden lassen.

Ohne den richtigen Zeichner würde *Herz aus Stein* vielleicht dennoch seine Wirkung verfehlen. Glücklicherweise steht Jérémie Almanza der Autorin zur Seite, und der erschafft wahrhaft traumhafte Bilder. Der Leser verliert sich förmlich in

ihnen, und hier ist auch die Poesie der Geschichte zu finden. Die Stimmungen, die Almanza kreiert, sind einfach unglaublich. Hier stimmt bis in letzte Detail einfach alles.

Und obwohl das meiste recht düster ist, ist alles wunderschön anzusehen. Als Leser schließt man sofort die Charaktere ins *Herz*, welches hoffentlich nicht aus *Stein* ist.

Fazit

Séverine Gauthier erzählt in *Herz aus Stein* erneut eine wunderbare, einfühlsame Geschichte mit einem wichtigen Thema. Jérémie Alanzas Zeichnungen fangen den Zauber der Geschichte in wunderschönen, atmosphärischen Bildern ein.

Mahropa

Eine Kurzgeschichte von Maike Braun

Karim saß auf der Zinne des baufälligen Turms und ließ seine eineinhalb Beine baumeln. Mit einem Fernglas verfolgte er das Treiben auf dem Fabrikgelände ein paar Hundert Meter entfernt.

„Was findest du nur so interessant daran?“, fragte Bilal und knackte ein paar Pistazien.

„Dort entsteht die Zukunft“, sagte Karim verträumt. Er liebte es, das geordnete Gewusel zu beobachten, die Lastwagen, die Sand, Zement und andere Baustoffe anlieferten, die 3D-Drucker, zehn in einer Reihe, die daraus Wandelemente, Torbögen und sogar Ziergitter druckten, und die autonom fahrenden Container, die die Bauteile an-

schließend selbständig an ihren Bestimmungsort transportierten.

„Ein Konvoi von Autocontainern ist für dich Zukunft?“, fragte Bilal und warf die leeren Schalen von der Zinne.

„Nein, aber da unten drucken sie die Teile für das größte Bauprojekt Mahropas.“

Bilal verdrehte die Augen. „Du redest nicht schon wieder von Alborantis?“

Die Wasserstadt wurde zwanzig Kilometer von Tunis entfernt direkt ins Meer gebaut. Seit dem Bau des größten Staudamms aller Zeiten direkt in die Straße von Gibraltar reichte der Zufluss aus dem Atlantik nicht mehr aus, um die Verdunstung des Mittel-

meers auszugleichen. Die Mittelmeeranrainer hatten vor der Wahl gestanden: Wasserkraftwerk und Verlandung oder Überflutung der Küstenstädte aufgrund des gestiegenen Meeresspiegels. Da der Staudamm zudem den Vorteil hatte, den gesamten Energiebedarf der Region zu decken, war die Wahl damals vergleichsweise einfach gefallen.

Doch jetzt, Jahrzehnte später, befanden sich Städte wie Tunis vierzig Fahrradminuten von der Küste entfernt. Die geplante Wasserstadt sollte das ändern. Eine gigantische Brücke, so elegant geschwungen wie ein Y, sollte das Festland mit dem neu-

en Stadtteil verbinden. Einige der Wohnwaben waren ganz aus Glas geplant, sodass man ringsum Fische beobachten konnte. Schienen wurden ins Wasser verlegt, um auf Panoramawagen die Stadt zu erreichen.

Karim hatte alles über dieses Großprojekt gelesen, was er zwischen die Finger bekommen konnte.

Statt einer Antwort fragte er zurück: „Wusstest du, dass das Mittelmeer einmal bis Tunis reichte?“

„Ich weiß nur, dass früher auf dem Weg von Tunis nach Sizilien alle ertrunken sind. Jetzt kann man mit dem Fahrrad über eine Brücke fahren“, meinte Bilal.

Für eine Weile schwiegen die beiden.

„Ein Vetter von mir war drüben auf der europäischen Seite“, sagte Bilal schließlich. „Verbrannte Erde, hat er gesagt, da sei nichts als verbrannte Erde.“

Karim ließ das Fernrohr sinken und griff sich ein paar Pistazien aus Bilals Beutel.

„Erst wollten uns die Europäer nicht haben“, meinte Bilal weiter, „und jetzt, wo bei denen alles verbrannt ist, wollen sie zu uns.“ Er spuckte eine Pistazienschale aus.

„Du hörst zu viel auf den Imam“, erwiderte Karim und beobachtete fasziniert, wie einer der 3D-Drucker gerade fette Würste einer sandfarbenen Paste aufeinanderreichte.

„Ja? Meinst du? Und warum haben sie dann Mahropa falsch geschrieben?“

Kurz blickte Karim auf. Dann begriff er, worauf Bilal hinauswollte. Al-Magrib kam ganz ohne H aus, und selbst auf Europäisch schrieb es sich Maghreb mit dem H nach dem G.

„Vermutlich war das die Idee von irgendeinem großkopferten Europäer, der nicht wusste, wie man Maghreb schreibt“, meinte er.

Bilal lachte auf. „Eigentlich macht das eh keinen großen Unterschied, Mahropa, Maghreb, Europa“, sagte Bilal und leerte

die letzten Pistazien aus dem Beutel in seine Hand.

Ohne das Fernglas abzusetzen, erwiderte Karim: „Das liegt daran, dass wir hier nichts mitkriegen. Hinter dem Atlasgebirge zu leben, ist noch schlimmer als hinter dem Mond.“ Woraufhin sein Freund heftigen Widerspruch einlegte.

Bilals Eltern kamen aus Nigeria. Für ihn fing die Zivilisation erst südlich der Sahelzone an.

„Ach komm schon“, sagte Karim. „Schau dich doch um. Sand, noch mehr Sand und zugestaubte Dattelpalmen.“ Als er klein war, waren seine Eltern am Wochenende oft zu einer der vielen kleinen Buchten an der Mittelmeerküste gefahren, hatten die Picknick-Decke ausgebreitet und den Tag verstreichen lassen, während er Muschelschalen suchte oder Strandburgen baute. Es war nichts Besonderes gewesen und genau genommen auch etwas langweilig. Das Meer atmete ein und aus, die Wellen schwappten über seine Zehen

hinweg, sein Vater hörte Radio, seine Mutter saß unter einem Sonnenschirm und las ein Buch, und abends glühten seine Wangen von der Hitze, die er den ganzen Tag über aufgesogen hatte, und seine Augen tränkten von der grellen Sonne.

Und dann rasten seine Eltern eines Nachts in einen Lastwagen, der ihnen ohne Licht und mit erhöhter Geschwindigkeit entgegenkam.

Manchmal träumte er davon, das Meer atmen zu hören, und manchmal, ganz selten, mischte sich darunter das Geplauder seiner Eltern.

„Nördlich des Atlas ist es garantiert genauso staubig wie hier“, meinte Bilal.

„Schon gut“, wiegelte Karim ab, der keine Lust auf Streit hatte.

„Ersetz das hinter dem Atlasgebirge durch den Streifen zwischen Atlasgebirge und Südrand der Sahelzone, in dem wir festkleben wie die Fliegen auf den Papierstreifen in der Küche meines Onkels.“

„Du denkst zu viel“, meinte Bilal.

Karim reichte seinem Freund das Fernglas. „Überzeug dich selbst.“

„Okay, ich sehe ganz viele von diesen selbstfahrenden Containern. Die reihen sich gerade aneinander“, sagte Bilal gedehnt und Karim musste sich zurückhalten, ihm das Fernglas nicht wieder aus der Hand zu nehmen.

„Guck mal“, rief Bilal plötzlich aufgeregt, „die haben doch Leute, die die Container beladen. Das läuft nicht alles vollautomatisch, wie du ständig behauptest.“

„Gib her“, sagte Karim und streckte die Hand nach dem Fernglas aus.

„Ist ein bisschen wie dieses Uraltspiel, Pacman“, sagte Bilal.

„Einer von deinen Autocontainern hat sich aus dem Konvoi gelöst und kurvt wie wild durch die Gegend.“

Erneut griff Karim nach dem Fernglas, aber Bilal wich aus und Karim geriet aus dem Gleichgewicht. Er kippte zur Seite.

Rasch streckte er den Arm aus, um sich auf der Nachbarzinne abzustützen. Mit der Hüfte auf der einen, der Schulter auf der anderen hing er so über dem Abgrund.

„Bilal“, keuchte er schließlich.

„Typisch. Fürs Praktische bin ich zuständig“, sagte Bilal nicht ohne Stolz und half ihm von der Zinne auf die Innenseite. Dann gab er ihm das Fernglas zurück.

Von der sicheren Innenseite aus beugte sich Karim etwas über den Mauerrand. Er hatte den aufmüpfigen Autocontainer schnell ausgemacht.

„Das ist kein Container“, rief er erstaunt. „Das ist ein Rollstuhl. Mit einer Frau drin.“

Bilal ließ sich das nicht zweimal sagen und nahm ihm das Fernglas wieder ab.

„Sieht aus wie ein Zentaur“, sagte Bilal, dessen Lieblingsband zurzeit Centaur hieß. „Ein Cytaur“, sagte er und kicherte in sich hinein. „Wie in Cyborg“, ergänzte er auf Karims fragenden Blick hin.

„Wenn die dort arbeiten kann, kann ich das auch“, sagte Karim. „Sie hat gar keine Beine. Ich immerhin eines.“

Mit diesen Worten verstaute er das Fernglas in seiner Umhängetasche, griff seine Krücken und humpelte zur Treppe.

„Allah-sei-Dank, es geht zurück zum Minimarkt.“ Bilal half in dem Laden seiner Eltern aus.

„Willst du das ewig machen?“, fragte Karim, als sie unten angekommen waren.

Bilal zuckte mit den Achseln. „Ich kann den ganzen Tag Musik hören, wenn keiner hinschaut, von den Chebakia naschen, und es ist angenehm kühl dort.“

Karim schüttelte den Kopf und humpelte auf seinen Krücken in die andere Richtung.

Kurz darauf stand er am Zaun vor der Baustelle, Finger in den Maschendrahtzaun eingehakt und hielt Ausschau nach der Rollstuhlfahrerin. Er hangelte sich ein Stück weiter entlang, bis zu einer Stelle, an der Säcke voll

Zement übereinandergestapelt waren. Er wollte nicht entdeckt werden. Die wenigen Arbeiter waren auf Zaungäste nicht gut zu sprechen. Als er das letzte Mal neugierig auf das Gelände zu humpelte, kam einer der Ingenieure – roter Helm, finsterner Blick – auf ihn zu und blaffte ihn auf Französisch an. Karim sprach zwar kein Französisch, aber er verstand auch so.

Plötzlich hüpfte ein Känguruhmensch direkt auf sein Versteck zu. Unwillkürlich wich er ein paar Schritte zurück und kam damit zum Vorschein. Der Känguruhmensch hielt eine Kamera auf ihn, klick, klick, klick, und entpuppte sich als die Frau aus dem Rollstuhl. Eine Frau mit Augen so schillernd wie das Meer.

„Hey, lass das“, rief Karim, weil es nie gut war, Fremde auf seine Existenz aufmerksam zu machen. Er führte ein Leben zwischen den Ritzen. Das wollte er nicht ausgeleuchtet sehen. Er hatte sich dort, im Halbdunkel,

einigermaßen eingerichtet. Sein Onkel, der ihn nach dem Tod seiner Eltern widerwillig aufgenommen hatte, war dann erträglich, wenn er ihn in dessen Tagesablauf aus Tee trinken, Tabak schnupfen, Malik Zarra hören und die letzten Wettergebnisse studieren möglichst wenig störte. Karim wollte unter allen Umständen vermeiden, dass jemand den Scheinwerfer auf seine Mauerritze richtete und sagte: Hier muss Unkraut gejätet werden.

„Du hast mich doch von dort oben auch beobachtet“, sagte die Känguruhfrau, ließ aber die Kamera sinken. Eine Zentaurin, die sich in ein Känguruh verwandeln kann, schoss es Karim durch den Kopf. Diesen Trick musste er sich merken.

Dann fiel sein Blick auf ihre Beinstümpfe und die gebogenen Bleche, die sie daran befestigt hatte.

„Gefallen dir meine Carbonfederfüße?“, fragte sie und lächelte.

„Wo ist dein Rollstuhl?“

Sie deutete mit dem Kopf über die Schulter und tippte etwas in ihre Comscheibe. Dann schlenkerte sie mit einer ihrer Beinprothesen. „Willst du mal ausprobieren?“, fragte sie.

„Von dieser Seite des Zauns geht das wohl kaum“, sagte er.

„Cleveres Kerlchen.“ Sie deutete von ihm aus gesehen nach rechts, wo der Zaun an einen Felsen grenzte. „Dort gibt es ein Loch. Da passt du mit Sicherheit durch.“

Er wollte loshumpeln, doch sie rührte sich nicht vom Fleck.

„Was ist mit dir?“, fragte er.

„Ich warte auf Rosinny.“

Verdammt. Sie hatte ihn reingelegt und den Aufseher gerufen. Sofort machte er kehrt und hopte, so schnell er konnte, auf einem Bein von dem Fabrikgelände weg.

„Hey, warte. Warum läufst du weg?“ Nach einer kurzen Pause schob sie hinterher: „Rosinny ist mein Rollstuhl.“

Er blieb stehen und drehte sich zu ihr um. „Du hast deinem

Rollstuhl einen Namen gegeben?“

Sie zuckte mit den Achseln. „Er ist mein bester Freund.“

Na, wenigstens das hatte er ihr voraus. „Mein bester Freund heißt Bilal“, sagte er stolz.

Sie hob den Daumen hoch. Ein Gefährt mit Raupenketten näherte sich und hielt zielstrebig auf sie zu.

„Was ist jetzt?“, fragte sie und setzte sich auf den Rollstuhl, um die Prothesen abzuschnallen.

„Willst du mal ausprobieren oder nicht?“

Er sah sich um. Kein Franzose weit und breit zu sehen, nicht einmal einer der Arbeiter.

Er hangelte sich am Zaun entlang zu dem Felsbrocken. Wie sie gesagt hatte, war der Maschendraht eingeschnitten. Trotzdem hatte er Mühe, das erstaunlich steife Drahtstück hochzubiegen.

Er legte sich auf den Bauch, die Krücken griffbereit, und robbte über den Untergrund. Die Sonne brannte auf seinen Rücken. Spitze Steinchen drückten durch sein

Hemd und verkratzten ihm die Beine, als er sich verhakte. Ein loses Drahtende musste sich in seinem Hosenbund verfangen haben. Er rutschte ein Stück zurück, dann wieder vor. Er versuchte über die Schulter zu blicken, doch er konnte sich nicht weit genug umdrehen. Verdammt, entweder er saß fest, oder er opferte seine einzige Hose. Er ruckelte nach rechts, links, zurück, die Steinchen pressten sich immer tiefer in seine Handflächen und Knie, als endlich seine Hose kam freikam, Allah-sei-Dank. Doch als er wieder vorwärts robben wollte, ratschte das Drahtstück über seinen Oberarm und für einen Moment war da nur noch der Schmerz, heiß und glühend, wie die Sonne über ihm.

„Du blutest ja“, sagte die Känguruhfrau, die sich jetzt wieder in eine Zentaurin verwandelt hatte und vor ihm stand. Sie klappte eine Armlehne ihres Rollstuhls auf und holte Desinfektionsspray und Pflaster hervor.

Er winkte ab. „Das wird schon von alleine.“

„Verstehe, ein Held“, sagte sie. „Dann erkläre mir doch, du Held, warum du schon seit Wochen fast jeden Tag da oben auf diesem Turm sitzt und uns hier unten beobachtest.“ Sie fuhr ein Stück auf ihn zu. „Und während du das machst, kannst du ja einen meiner Carbonfederfüße ausprobieren.“ Zögerlich nahm er die Beinprothese entgegen und drehte ihr den Rücken zu. Die Krücken lehnte er an ihren Rollstuhl.

Das Desinfektionsspray brannte in der Wunde. Er wollte sie wegstoßen, doch ihre Hand fühlte sich angenehm kühl an, als sie das Pflaster aufklebte.

„Ich warte immer noch auf eine Antwort“, sagte die Zentaurin.

„Kann ich einen der 3D-Drucker mal von Nahem ansehen?“, fragte er und zog den Gurt der Prothese fest um seinen linken Oberschenkel. Als sie nicht antwortete, fügte er „Einen der selbstfahrenden Container? Ein

Ziergitter? Irgendwas?“ hinzu. Das Kunstbein war zu lang. Schließlich fragte er: „Stimmt es, dass hier die Teile für Alborantis hergestellt werden?“

„Das und für viele andere Baustellen auch“, antwortete sie.

„Ich habe gehört, dass Alborantis großartiger als das sagenhafte Wubar werden soll“, meinte er, „und dass man Häuser aus Glas tief in das Meer baut, um mitten unter bunt leuchtenden Fischen schlafen zu können. Mit hängenden Meeressäugern schöner noch als die sieben hängenden Gärten von Babylon.“

„Du hast eine lebhaftere Fantasie, das muss man dir lassen.“ Sie verstaute das Verbandszeug in ihrer Armlehne.

Er nahm die Prothese wieder ab, um sie weiter oben am Schenkel anzubringen. Jetzt passte es. Vorsichtig richtete er sich auf, streckte beide Arme zur Seite, drehte sich langsam um.

„Und?“, fragte sie.

„Es fühlt sich an, als ob ein Bein auf Wolken geht“, sagte er und

konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

„Was willst du mal werden?“, fragte sie.

„Ingenieur“, sagte er. Dann senkte er den Blick. Sein Onkel würde diese Berufswahl nicht für gut heißen.

„Dann musst du was lernen. Gehst du zur Schule?“

„Schon“, sagte er und dachte an das Tablet, auf dessen zersplittertem Display er fast nichts erkennen konnte und dessen Akku nicht länger als eine halbe Stunde hielt.

Da hörte er eine Männerstimme etwas auf Französisch brüllen und der Ingenieur, mit dem er neulich schon aneinandergeraten war, kam angetrabt.

„Ist das der Kerl, von dem du gesprochen hast?“, fragte er die Zentaurin von weitem.

Hatte sie ihn also doch verpetzt und das besorgte Gesicht beim Anblick der Kratzer auf seinen Knien und seinem Rücken, selbst das Ausleihen ihres Beins, war nichts als freundliches Gehabe,

um ihn in ein Gespräch zu verwickeln, bis der Franzose kam. Blitzschnell schnappte Karim sich seine Krücken und humpelte davon, doch der Mann war schneller und blockierte ihm den Weg.

„Warum spionierst du hier herum?“, fragte der Mann mit französischem Akzent und wollte wissen, für wen er arbeite.

„Für niemanden.“

„Lüg nicht.“

Karim wusste, wenn Erwachsene, noch dazu wütende, lüg nicht sagten, waren sie nur mit einer Lüge zufriedenzustellen.

„Bilal“, sagte er daher.

„Bilal und wie weiter?“

Fieberhaft suchte Karim nach einem passenden Nachnamen, als ihm die zündende Idee kam:

„Bilal Alborán.“

Der Mann verzog das Gesicht.

„Was ist das denn für ein Name, Alborán? Arbeitest du etwa für die Spanier?“

Karim bemühte sich um ein betont unschuldiges Gesicht. Die Zentaurin redete auf den Mann

auf Französisch ein, „nur ein harmloser Junge, Jean-Claude, der sich für Technik interessiert“, hörte er sie immer wieder auf Arabisch einzufügen und gleichzeitig mit einem der Carbonfederfüße wedeln.

Schließlich gab sich Jean-Claude zufrieden und wandte sich zum Gehen, nicht ohne zum Abschluss Karim mit seinem Messerblick in den Wüstensand zu nageln: „Wenn ich dich dann noch mal erwische, Bürschchen, kommst du nicht so glimpflich davon. Ist das klar?“

Karim nickte und hätte gleichzeitig aufheulen können. Er war so dicht dran gewesen, sich die 3D-Drucker aus der Nähe ansehen zu können, die Perlenkette aus selbstfahrenden Containern, die Ziergitter in der Form von Blumenranken, und jetzt? Jetzt konnte er ein paar Mal auf seinem zusätzlichen Bein auf und ab wippen und sich dann wieder schleichen. Immerhin kannte er jetzt einen Zugang, tröstete er sich.

„Tut mir leid“, meinte da die Zentaurin. „Ich habe nicht gewusst, dass es sich bei dem Späher auf der Zinne“, sie deutete mit dem Kinn in Richtung des Turms, „um einen technikbegeisterten Jungen handelt. Aber es hat schon einmal eine mehrwöchige Verzögerung in dem Bauvorhaben wegen eines Sabotageakts gegeben. Nicht jeder ist so begeistert wie du, dass eine marokkanische Firma die Bauteile für Tunis-Alborantis liefert.“

Karim verstand nicht recht, was sie damit sagen wollte, aber er akzeptierte ihre Entschuldigung. Dann deutete sie auf den Carbonfederfuß, den sich Karim immer noch umgeschnallt hatte. „Schenke ich dir“, sagte sie. Er wollte protestieren, doch sie fuhr einfach davon.

Als er später im Minimarkt Bilal von seiner Begegnung mit der Känguruhfrau erzählte, räumte der weiter ungerührt das Gemüse in die dafür vorgesehenen Kisten.

„Ich weiß jetzt, wie ich dort hinkomme“, sagte Karim aufgeregt und schlug vor, dass sie sich das gemeinsam ansahen. „In zwei Tagen ist Vollmond.“

„Und dann?“, fragte Bilal. „Was hast du davon? Als Nächstes willst du garantiert mit einem der Dinger fahren.“ Missmutig drehte er einem Bund Karotten das Kraut ab.

„Ich will es einfach nur mal aus der Nähe sehen“, sagte Karim. „Angeblich sollen die Ziergitter nach Rosenwasser duften.“

Bilal verdrehte die Augen und stapfte davon. Karim wollte gerade gehen, als Bilal mit einem Fläschchen Rosenwasser zurückkam. „Hier“, er sprühte davon etwas auf Karims Hand. „Jetzt brauchst du nicht mehr hin.“

„Du bist genauso stur wie der Esel deines Vaters“, sagte Karim und humpelte davon, nicht ohne einen Granatapfel und ein paar Datteln in seine Umhängetasche gleiten zu lassen.

„Und du bist ein Krüppel, schon vergessen?“, rief Bilal ihm hin-

terher. „Sie werden dich erwischen. Mit deinen eineinhalb Beinen würdest du nicht mal Papas lahmen Esel entkommen.“ „Das werden wir ja sehen“, zischte Karim im Hinausgehen. Hier hielt ihn jedenfalls nichts mehr.

Als Bilal sich auch am darauffolgenden Tag nicht blicken ließ, fasste Karim einen Entschluss. Wenn er noch länger hier bliebe, würde er verstauben und zerbröckeln wie die Turmruine, und irgendwann würde er sich aus lauter Langeweile von der Zinne stürzen.

Zwei Nächte später, bei Vollmond, kehrte Karim zu dem Fabrikgelände zurück. Wie er schon erwartet hatte, war das Stück Draht in der Zwischenzeit geflickt. Aber er war vorbereitet. Er nahm einen Bolzenschneider aus seiner Umhängetasche und schnitt ein Rechteck heraus, groß genug für ihn, um bequem hindurchzupassen. Außerdem wusste er jetzt, dass es hier keine

Kameras gab. Noch nicht, denn das Loch für einen Pfosten war bereits ausgegraben.

Er entfaltete die Skizze, die er über die Wochen von dem Fabrikgelände angefertigt hatte und plante den kürzesten Weg zu seinem Ziel. Das Gehen mit dem Carbonfederfuß war zwar noch ungewohnt, aber wenigstens benötigte er keine Krücken.

Die Zentaurin hatte ihn auf eine Idee gebracht. Er musste seine Gestalt wandeln. Genau wie sie würde er mit einer Maschine verschmelzen und so sein neues Leben beginnen. Halb hoppelnd, halb hüpfend hielt er auf die Autocontainer zu, die im Mondlicht wie aneinandergereihte geöffnete Muschelschalen glänzten. Er fand einen, in dem neben ein paar Ziergittern noch ausreichend Platz für ihn war und kroch hinein. Allerdings dufteten die Gitter nicht nach Rosenwasser. Er schob ein Holzschert unter den Deckel und zog ihn soweit wie möglich zu. An Einschlafen war nicht zu denken. Sein Herz

klopfte vor Aufregung so laut, dass er sich sicher war, das Echo davon war im gesamten Tal zu hören. Mit etwas Glück würde er in weniger als einem Tag das Meer sehen, seinem Atem lauschen und den Tag damit verbringen, Muschelschalen zu sammeln.

Vielleicht würde es ihm sogar gelingen, einen Blick auf Alborantis zu erhaschen.

Niemand konnte ihn jetzt noch davon abhalten. Der Franzose nicht und Bilal erst recht nicht. Wenn sich der Konvoi erst einmal in Bewegung setzte, gab es kein Stoppen.

Er fragte sich, wie Bilal reagieren würde, wenn er am Morgen seine Abwesenheit bemerkte. Seinem Onkel würde es erst auffallen, wenn ihm der Schnupftabak ausging. Tajine stand auf dem Herd. Karim hatte für mehrere Tage vorgekocht.

Irgendwann musste er dann doch eingeschlafen sein, denn ein metallisches Klicken weckte ihn auf. Der Deckel versuchte zu

verriegeln, doch das Holzschicht hinderte ihn daran.

Ein Ruckeln, und der Konvoi setzte sich in Bewegung.

Nach einer guten Stunde, als niemand den Konvoi anhielt, keine Sirene ertönte und keine Alarmleuchten die Nacht mit grellem Licht durchblitzten, wagte er einen Blick und schob den Deckel des Containers etwas hoch. Sie befanden sich mitten im Gebirge. Er überquerte den Atlas! Er unterdrückte ein Juchzen, als ihm einfiel, dass der Konvoi unbemannt war. Er stieß den Deckel ganz zurück und jubelte der aufgehenden Sonne zu. Dann schnappte er nach Luft. Das Atmen fiel verdammt schwer hier oben.

Ein paar Stunden später ließ seine Euphorie nach. Unbemannt bedeutete nämlich ebenfalls: keine Zwischenstopps. Er knabberte an den Datteln, die er mitgebracht hatte, und nahm einen Schluck Wasser.

Dann fuhren sie durch bewohntes Gebiet und er zog den Deckel

des Containers wieder zu. Die Sonne prallte auf das Dach, das Innere heizte sich auf. Er musste weggedöst sein, denn als er aufwachte, war es finster und er bekam kaum noch Luft. Er wollte den Deckel hochschieben, doch der war verriegelt. Er tastete den Boden ab, spürte die Ziergitter, seine Tasche, die fast leere Wasserflasche – und das Holzschicht. Es musste zu Boden gefallen sein.

Karim saß fest und es gab niemanden, der ihn hören würde.

Stundenlang saß er so im Dunkeln. Seine Lippen trockneten aus, platzten auf, seine Zunge riss am Gaumen. Es waren zweieinhalbtausend Kilometer bis Tunis. Er rollte sich auf dem Boden zusammen und lag zusammengekrümmt in der Finsternis. Eine Finsternis, die in die Knochen kroch, den Kopf füllte und die Seele zu verschlucken drohte. Alborantis, Alborantis, wiederholte er, nur um sich zu versichern, dass es noch ein Ich gab in diesem matten Körper. Und ir-

gendwann fehlte ihm auch dafür die Kraft.

Dann betrat er das Paradies. Grelles Licht schreckte ihn auf. Grün und türkis leuchtete die Welt in dem Spalt, der sich ihm eröffnete. Wasser tröpfelte auf seine Lippen. Jemand griff ihn unter den Armen, trug ihn hinaus. Er roch das Wasser und hörte das Meer atmen. Er zwang sich, die Augen aufzureißen, und erhaschte einen Blick auf glitzerndes Blau, bevor er wieder in Ohnmacht versank.

Als er das nächste Mal zu sich kam, befand er sich auf seiner Pritsche in der Wandnische bei seinem Onkel. Neben ihm saß Bilal und hielt ihm die Hand.

„Mann, du hast so was von Glück gehabt“, wiederholte sein Freund wieder und wieder. In einem langen Satz, dem längsten, den er Bilal je hatte sagen hören, erzählte der Freund von nicht verriegelten Containern, die einen Alarm ausriefen, den aber niemand mitbekam, weil alle

gerade das Länderspiel Marokko gegen Frankreich schauten, und wie er zu der Fabrik gerannt war und nach der Zentaurin gefragt hatte und ihn alle nur dumm angeschaut hatten und mit Känguruhfrau auch nichts anfangen konnten, bis dieser grimmige Franzose mit dem Namen eines berühmten Schauspielers, dieser Jean-Claude, „Bilal?“ rief, als er seinen Namen nannte, und plötzlich alle in ihre Funkgeräte bellten und die Kameraaufzeichnungen ansahen und die Zentaurin das Gesicht in die Hände legte wie eine Trauerfrau und er da plötzlich einen Kloß im Hals bekam, als ob er eine ganze Schachtel Chebakias auf einmal verschluckt hätte, und wie dann alles nur noch durcheinander wirbelte und sogar seine Eltern den Laden für einen halben Tag schlossen, um beim Suchen zu helfen, und ihn dann hinterher ausschimpften, weil er nicht besser auf seinen Freund aufgepasst habe, aber erst, als sie ihn stinkend und ausgemergelt wie ein

Stück Trockenfisch aus dem Container geholt hatten.

„Mal wieder typisch“, schloss Bilal seine Ausführungen. „Du machst auf Abenteuer und ich kriege den Ärger.“

„Wo haben sie mich rausgeholt?“, fragte Karim mit matter Stimme.

„Wo? Das ist das Einzige, was dich interessiert?“, fragte Bilal und stopfte sich, wie zum Beweis für das eben Ausgeführte, ein Stück Honiggebäck in den Mund.

„Bitte sag es mir.“

„Im Hafen von Rabat. Die Konvois halten unterwegs nicht an.“

Erleichtert sank Karim zurück. Hatte er sich das Meer also nicht nur eingebildet.

„Was gibt es da zu grinsen?“, fragte Bilal, aber Karim war schon wieder eingeschlafen.

Die Känguruhfrau war gekommen. Sie hieß Xenia.

Xenia trug ein türkisfarbenes, bodenlanges Kleid und einen passenden Schal lose ums Haar

gelegt. Hätte er es nicht besser gewusst, hätte er nie vermutet, dass sie auf Carbonfedern ging.

Zu Karims Erstaunen sprang sein Onkel sofort auf und erbot sich, Tee zu machen. Außerdem schickte er Bilal in den Laden, Honiggebäck für alle zu holen. Das ließ sich Bilal nicht zweimal sagen.

„Er hat Glück gehabt, dass diese Fuhre nur nach Rabat ging“, erklärte Xenia seinem Onkel in fließendem Arabisch, aber mit einem ausländischen Akzent, der ihm zuvor gar nicht aufgefallen war.

„Nach Tunis allein sind es über zwanzig Stunden. Normalerweise werden die Container dort versiegelt auf die Baustelle im Meer verbracht.“ Sie blickte Karim an. „Du wärst verdurstet oder erstickt.“

„Ein nutzloser Kerl“, zischte sein Onkel.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich würde das hartnäckig nennen.“

Karim drückte das Brustbein durch. Hartnäckig, so hatte er

das noch nicht betrachtet. Bilal murmelte etwas, das wie „stur wie ein Esel“ klang. Karim versuchte vergeblich seinen Blick zu erhaschen.

„Und etwas dumm“, fügte Xenia hinzu. „Nach Rabat fährt auch ein Bus.“

Karim sackte wieder in sich zusammen. Seinem Onkel entwich ein Kichern. Bilal starrte vor sich hin.

„Gegen die Dummheit habe ich ein Geschenk mitgebracht. Nicht von mir.“

„Ist es von dem Kerl mit demselben Namen wie der französische Schauspieler?“, platzte Bilal dazwischen.

„Welcher Schauspieler?“ Xenia blickte zwischen Karim und Bilal hin und her, bis Letzterer ihr eine vergilbte Autogrammkarte zeigte. Xenia lachte. „Der ist schon lange tot.“

Da stand Bilal auf, drückte das Kreuz durch und sagte: „Der Ruhm überstrahlt den Tod.“

„Er war ein toller Schauspieler“, sagte sie und nickte, „aber er war

Belgier und kein Franzose, und mein Jean-Claude kommt aus Algerien.“

Dann holte sie aus ihrer Tasche ein Tablet und wandte sich an Karim. „Es ist nicht das neueste Modell, aber ziemlich leistungsfähig. Jean-Claude hat dir ein Konto bei der Alexandria University eingerichtet, der besten Universität für Ingenieurwissenschaften in Mahropa. Die bieten spezielle Programme für Teenager an.“

Sie reichte das Tablet Karims Onkel, der es gebührend bewunderte und sich überschwänglich bedankte. Dann legte er es achtlos zur Seite und zischte Karim zu: „Dass du mir ja nicht den ganzen Tag nur vor dem Ding sitzt und deine Aufgaben vernachlässigst.“ So eine Antwort hatte Karim befürchtet. Xenia lächelte. „Nicht doch“, sagte sie zu Karims Onkel. „Der Junge wird ja wohl kaum Ingenieur werden können, wenn er keine Differenzialgleichungen beherrscht.“

Ingenieur? Hatte sie da gerade Ingenieur gesagt?

Sie schob ein „Ingenieure verdienen viel Geld“ hinterher. Jetzt nickte auch sein Onkel ganz begeistert und stand auf, um etwas Hummus und Brot aufzutischen.

„Warum macht Monsieur Jean-Claude das?“, fragte Karim, als sein Onkel den Raum verlassen hatte, während Bilal das Tablet bestaunte.

Sie zuckte mit den Achseln. „Ich nehme mal an, er möchte es nicht an die große Glocke hängen, dass seine Sicherheitsvorkehrungen so lax sind, dass sich ein einfacher Junge in einen seiner Container schleichen kann und dabei fast zu Tode kommt.“

Darüber dachte er einen Augenblick nach. „Von mir wird niemand etwas darüber erfahren. Ich stehe nicht gern im Rampenlicht.“

„Na, dann bist du vielleicht doch ganz clever“, meinte sie freundlich.

„Aber warum hilfst du mir?“

„Wir haben viel gemeinsam.“

Innerlich verzog Karim das Gesicht. Er mochte es nicht, wenn man ihn auf seinen Beinstummel reduzierte. Er hätte mehr von ihr erwartet.

„Du wohnst weit ab vom Schuss hinter dem Atlasgebirge“, sagte sie, „und ich nördlich des Weißwurstäquators.“ Auf Bilals Stirnrunzeln hin fügte sie hinzu: „Das ist hoch im Norden, wo die Heimat meiner Eltern und vieler anderer unter Wasser steht. Wir von den Rändern“, sagte sie und lächelte ihm zu, „müssen zusammenhalten.“

„Auf Mahropa“, rief da sein Onkel, der gerade den Raum wieder betreten hatte.

„Auf Mahropa“, stimmte Xenia

ein. Bilal schob leise ein „und auf südlich der Sahelzone“ hinterher. „Auf Mahropa“, sagte Karim, „und auf die Jean-Claudes von südlich der Sahelzone.“

Bilals Augen leuchteten auf.

Und Karim wusste, irgendwann würde er es vermissen, auf der Mauerzinne zu sitzen und mit seinen eineinhalb Beinen zu baumeln, das Knacken der Pistazienkerne, mit Bilal die Ohrstöpsel zu teilen und über Musik und die Zukunft zu streiten.

Irgendwann. Aber nicht heute und nicht morgen.

Mehr unter:

www.mbautorin.com

Twitter/Instagram: @mbautorin

J.A.N.E.

Eine Kurzgeschichte von June Is

*~~ für Manu, wunderbare Poesie-
Muse und Quell meiner Inspiration*

Leo stand vor dem Eingangstor, über dem in großen Lettern *Rappers Daylight* prangte. Die Sonne tauchte die riesige, schmiedeeisern verzierte Tür in warmes Abendlicht. Leo drehte sich um und hielt sich die Hand über die Augen. Er blickte auf den Zuckerhügel. Der wirkte aus der Ferne wie aufgeschichtete und gegeneinander verdrehte Zuckerstückchen. In Wahrheit hatte man einfach würfelartige Wohnungen in einen kleinen Berg gebaut. Eine davon gehörte Leo,

seit ungefähr drei Stunden. Er grinste bei dem Gedanken daran, was Jane für Augen machen würde.

Und wir schworen uns, das Glück nicht zu verschrecken. Bis jetzt ist es geblieben. Und ich werde sie fragen, heute. Und sie wird wie immer mit allem antworten, was sie hat: Hände, Ellenbogen, Knie, Lippen, Augen und vor allem – mit dem Herz. Und in der Wohnung erfinden wir zerbrechliche Tage, wilde Tage, stille Tage.

Herzklopfen.

Andere gingen an ihm vorbei und verschwanden im Club. Leo folgte ihnen.

Drinne war die Hölle los. Und das wortwörtlich, denn der Rap-

per Club galt als Tor in selbige. Allerdings hatte Leo dieses Portal noch nie gefunden. Es reichte ja schon, dass Jane hier abhing, weil sie so fasziniert war von den Gestalten. Beinahe rannte er in eine von ihnen. Die Gestalten waren ein Fall für sich: Wesen in Kutten, die Kapuzen weit ins Gesicht gezogen. Sie trugen übergroße und unten geschärfte Federn wie Stäbe vor sich her. Leo sah sich vor, wenn er an einer Gestalt vorbei musste. Neben der Funktion als Verteidigungswaffe trug jede Feder eine bestimmte Gravur, die man besser nicht las. Vielleicht öffneten sie ja die Portale ... Manchmal verschwanden jedenfalls Leute ...

meist, wenn sie ihren eigenen Namen darauf erkannten ... so das Gerücht. Es gab neben Jane viele Menschen, die sich nur deshalb im Club aufhielten, weil sie wussten, dass diese Kutten-typen mit ihren Geheimnissen auf den Federn dort ihr Unwesen trieben.

„Leo!“ Jane umarmte ihn von hinten. „Vorhin hat ein neuer Rapper sein Können gezeigt, irgend so ein Axel, der war mit einer Gestalt auf der Bühne. Die beiden waren richtig gut!“ Sie zog ihn zur Musik. Die dünne Sphäre des Symbolhaften im aktuellen Rapbeitrag ging Leo dezent auf den Geist.

Erträumst du dir meine Nähe wie ich deine? Wie gern würde ich deine Hände überall spüren. Oh, deine Hände. Stattdessen schreibe ich Geschichten auf deinen Hals, auf deine Füße, schütte all meine Sanftheit über dich aus.

Meine Balladen wurden zu Fluten in zarten Jahren der Träumerei. Vor allem liebe ich deinen Nacken, er ist

anmutig und fragil. Er ist mein Zuhause.

Mehr noch, er ist wie kleine Gebete ... von unermessen poetischer Schönheit.

„Suchen wir uns nachher ein ruhigeres Plätzchen? Ich wollte etwas mit dir besprechen.“ Janes Begeisterung, wenn sie im Club neben ihm stand, übertrug sich manchmal auf Leo. Außerdem konnte er sich immer an ihrer Schönheit berauschen. Doch selbst als er in diesen Gedanken eintauchte, ihre Grübchen im Geiste streichelte oder das Ende ihres Kajalstriches mit den Augen suchte, fand er heute keine innere Ruhe.

Vielleicht würde ein Getränk helfen. Leo beugte sich zu Jane. „Möchtest du was trinken?“ Ihre Haare kitzelten seine Nase.

Mir blieb nichts anderes als der Gedanke an dich und die Hoffnung, dass das reichen würde. Ich habe schon zu viele Jahre mit dir verloren. Nicht nur Jahre. Es ist an der Zeit, dass ich dich suche.

Dich und die Liebe. Mehr möchte ich nicht brauchen.

„Klar, gern, heute ist der eine Barkeeper da, du weißt schon, der nur F. auf seinem Namensschild stehen hat. Der kann uns einen Crazy Frog mixen.“

Nach einer angedeuteten Verbeugung ging Leo zur Bar. Vor ihm wartete bereits eine Gestalt. Ohne Feder. Klar, wie sollte sie sonst die Getränke halten. Als die Kuttenfigur sich umdrehte, war ihre Kapuze etwas verrutscht, das Gesicht schimmerte starr-golden. Wie eine Maske – und doch verzog sie den Mund zu einem schiefen Grinsen.

Leo starrte die Gestalt an. Als sie an ihm vorüberging flüsterte sie kaum hörbar: „Lass die Finger von Jane.“

Bevor er dieser Sache auf den Grund gehen konnte, war die Gestalt in der Menge verschwunden.

„Der Nächste!“

„Zwei Crazy Frog!“, rief Leo dem Barkeeper zu.

Während er wartete, fragte er sich, ob Jane in ihrer Neugier, was die Gestalten betraf, zu weit gegangen war. Hatte sie sich mit einem angelegt? Oder würde sie bald verschwinden? Er schluckte. Das musste er verhindern!

Zwei giftgrüne Getränke standen auf dem Tresen. Leo wurde unglaublich viel virtuelles Geld los. Danach bahnte er sich seinen Weg zu Jane. Beinahe hätte er einen Drink verschüttet, weil ihn eine Gestalt anrampelte. Sie hob eine starr-goldene Hand zur Entschuldigung. Bloß nicht auf die Feder starren. Was für Freaks verbargen sich unter diesen Kutten?

Endlich fand er Jane. Sie winkte ihm von der Tanzfläche zu.

Weiter hinten, in einer Ecke, standen drei Gestalten. Sie bewegten sich nicht. Leo hatte das Gefühl, dass sie ihn beobachteten. „Hier, der Frog.“ Er überreichte den Drink.

„Oh, danke, du bist der Beste! Es heißt, der Drink verjüngt.“ Jane hob das Glas zum Anstoßen.

Leo tat es ihr gleich. „Als ob du das nötig hättest.“

„Charmeur.“

Zeitlos lächelt dein weicher Mädchenmund, dein kastanienfarbenes Haar rahmte die Momentaufnahme von dir, pur und edel. Du lässt mich bereitwillig schwimmen in deinen verträumten Augen, bis nach Eden.

Beide tranken einen Schluck.

Die Kuttentypen standen immer noch an Ort und Stelle.

„Können wir dann mal kurz in ein Separee gehen?“

Jane grinste. „Was hast du vor? Es gibt jetzt sogar eine Käfigabteilung.“

„Ich dachte eher an etwas Gemütliches.“

Lore klickte auf „Separee öffnen“, wählte etwas Orientalisches mit Kissen und im nächsten Menübildschirm „User Jane einladen“. Es dauerte ungewöhnlich lange, bis Jane ihre Einladung annahm.

Die Virtual-Reality-Brille lastete schwer auf Lores Nase, und am Hinterkopf, wo sie festgezurret

war, gab es für heute den ersten Anflug von Kopfschmerzen. In ein paar Minuten würden die höllisch werden. Oh nein! Sie musste Jane unbedingt noch von der gekauften Wohnung erzählen. Zum Glück hatte sie die heutigen Geschenke schon virtuell versandt. Ob Jane ahnte, dass Lore, oder besser Leo, Lores Avatar, sich verliebt hatte? „Quatsch“, hatte ihre Schwester behauptet, „man kann sich nicht in eine Onlinefigur verlieben. Und selbst wenn dich die andere Person – wer auch immer dahintersteckt – auch mag, spätestens wenn sie von deiner Querschnittslähmung erfährt, ist sie über alle Berge. Denk doch mal an die letzten drei. Freundschaft geht immer, aber wenn es ernst wird, sind sie alle weg. Außerdem: Hast du sie schon mal gefragt, ob sie andersrum ist? Schließlich spielst du einen Mann. Vielleicht ist sie dafür in Real ein Mann, und was machst du dann?“ Wirklich nett, ihr Schwesternherz, wahrscheinlich

wollte sie Lore nur vor Enttäuschungen bewahren. Das war auch einer der Gründe, wieso Lore diese Fragen bisher nicht mit Jane geklärt hatte. Doch was in Lore vorging, wenn sie an Jane dachte, das konnte ihre Schwester nicht ahnen. Und sie würde es vermutlich auch nicht so bald erfahren.

Du stapelst deine Geschichte um mich herum, leise. In meinem Herzen schwimmst du, bis ich vergehe. Mein einziger Wunsch: unsere Geschichten zu vereinen. Eine nicht fertig erzählte Geschichte ist wie ein nicht gehörtes Lied.

Lore dachte an die Gestalt und ihre Drohung. Natürlich würde sie sich nicht fernhalten. Was sollte online schon passieren? Erpressen ging schlecht, es wusste ja keiner, wer sie war. Allerhöchstens ihren Spielaccount könnten sie hacken. Dann wäre aber nur der Spielfortschritt von drei Jahren futsch, denn sie war schlau genug gewesen, eine falsche Identität anzugeben. Allerdings mit der richtigen Stadt.

Sie seufzte, während sich das Separee in ihrer Virtual Reality langsam generierte.

„Hier sieht’s ja stylisch aus. Sogar Baklava steht hier rum!“ Jane ließ sich in ein paar Kissen fallen. Eins warf sie in Richtung Leo. Sofort rieselten kleine Daunenfedern von oben herab.

Leo nutzte seine Chance. „Magst du orientalisches Gebäck?“

„Ja. Eins meiner Programme heißt sogar so.“

IT-Branche also, definitiv nerdig, das hatte sich Leo fast gedacht. Aber vor der Vertiefung dieser Thematik musste er erst das andere loswerden. Er ließ sich neben Jane nieder. „Ich wollte dir was sagen.“

Jane schaute ihn an.

Leo nahm ihre Hand. „Weißt du, meine Tage sind unvollendet ohne dich, und jeder unvollendete Tag ist immer noch da. Diese ganzen unvollendeten Gestern rauben mir den Schlaf.“

Jane blieb unverändert sitzen.

„Okay, was ich sagen möchte – ich habe mit Realgeld eine Woh-

nung im Zuckerhügel erworben und wollte dich fragen, ob du vielleicht virtuell mit mir da einziehen möchtest. Es gibt eine ganze Menge coole Funktionen, die freigeschaltet werden, wenn wir da wohnen. Und wenn wir wollen, können wir sogar unsere realen Kontaktdaten austauschen. Bisher wurde das aus dem Chat gefiltert. Also nicht, dass ich es schon versucht hätte ... ähm.“

Es gab immer noch keine Regung in Janes Gesicht.

Leo wartete.

Unnennbares fließt in mir, durch mein Denken, durch mein Fühlen, durch dich. Unnennbar, das Gestern, das Heute und vielleicht das Morgen – mit dir.

Endlich antwortete sie: „Leo ... das ist wirklich traumhaft ..., aber ... ich ... “

Zack! Weg war sie. Leo verblieb allein im Separee.

Zugegeben, Lore hatte mit allem Möglichen gerechnet, aber das ... sie hingen seit Monaten täglich

mehrere Stunden im Spiel zusammen, machten jede Aufgabe miteinander. Die Geschenke für Jane kosteten Lore ein Vermögen an Realgeld. Sie machte es gern und erwartete auch nichts zurück ... außer in diesem speziellen Fall wenigstens eine Erklärung.

Was war Janes Problem? Die Möglichkeit des Kontaktdaten-austauschs war kein Muss. Wenn sie länger bräuchte, um zu vertrauen ... auch gut. Selbst wenn sie doch ein Kerl wäre, Lore war es im Moment einerlei.

Moment mal. Hatten die Kutten-typen etwas damit zu tun? Vielleicht haben sie ihr auch gedroht ...

Der Regen ist stur. Und doch fließt seine Leidenschaft in mich. Mit jedem Tropfen auf meiner Haut ein bisschen mehr. Sie vermischt sich mit meiner Sehnsucht, so wie deine Spuren sich in mir mit den meinen verwischen. Manchmal sehe ich sie noch blass auf der Haut schimmern.

Lores Kopfschmerz intensiviert sich wie erwartet. Sie wollte

schlafen, auf den sanften Regen hören, dabei Jane schöne Worte ins Ohr flüstern. All jene, die sie sich immer verkniff.

Der lila Chatbalken blinkte in der Virtual Reality auf, gerade als Lore das Gerät abnehmen wollte. Es war Jane. „Leo? Entschuldige, meine Verbindung wurde unterbrochen!“

Also klickte Leo erneut auf „User Jane einladen“.

Das Programm generierte kein neues Separee, da sich Leo noch im ersten befand.

Jane wurde hineinteleportiert. Es tat gut, sie zu sehen, aber irgendwie etwas an ihr war anders.

„Es tut mir leid. Ich weiß nicht, was das mit der Leitung war. Hatte in der Hauptstadt noch nie Schwierigkeiten.“

Hauptstadt! Das war Leos Gegend. Sie war näher als gedacht. *Hinterrücks zart hast du mein Herz gestohlen und mich in deinen Schoß gezogen. Aus einem Lied bist du direkt vor meine Füße gefallen. Deine Haut, sie duftet nach Salz, ein bisschen Gewürzöl und Oleander,*

während ich das Licht zwischen meinen Fingern fange.

Jane blickte zu Boden. „In jedem Fall freue ich mich über das Zuckerhügel-Upgrade für dich.“

„Für mich ... das heißt, du kommst nicht mit.“

Wieder keine Antwort.

„Sind die Gestalten schuld?“ Leo wollte das nicht so stehen lassen.

„Ich verstehe nicht.“

„Erpressen Sie dich?“

„Wieso sollten sie?“

„Weiß ich nicht!“ Er konnte ihr nicht verraten, dass er gewarnt wurde. Daher sagte er nur: „Ich dachte, wir hätten ein tieferes gemeinsames Verständnis. Tut mir leid, wenn ich das falsch interpretiert habe.“

Nach weiteren Momenten des Schweigens verließ Leo gefrustet das Separee.

Bevor er aus Unvernunft eine der Gestalten im *Rappers Daylight* verprügelte, ging er auf die Tanzfläche.

Ich zwinge euch Rapper in die Knie, mit meinem Schmerz, mit meinem Tanz.

Lore loggte sich aus. Ihr Kopfweh gab ihr unmissverständlich zu verstehen, dass sie die Virtual-Reality-Vorrichtung vorerst eine Weile liegenlassen sollte. Doch ein Tag ohne Jane? War sie süchtig? Nach dem Spiel? Nach ihr?

Sie musste diese eine Gestalt aus der Bar finden und befragen. Am besten über den Barkeeper, der erinnerte sich vielleicht. Die Kuttentype hatte auch *Crazy Frogs* bestellt. Die standen nicht in der virtuellen Karte. Und Jane hatte betont, die gebe es nur bei F. Für was steht F.? Ein merkwürdiger Zufall. Woher wusste Jane überhaupt, dass es solche Drinks bei ihm gab?

Ja, sie würde bei F. anfangen. Falls er Dienst hatte. Aber hatten generierte Charaktere nicht immer Dienst? Es war zwecklos, sie würde das Rätsel heute nicht lösen. Wegen all dieser Absurditäten hatte sie vor dem Ausloggen völlig vergessen, einen Blick in ihre neue virtuelle Wohnung zu werfen sowie die neuen Fea-

tures freizuschalten. So etwas wäre ihr früher nie passiert.

Als Lore endlich die Kraft hatte, die Sache erst mal auf sich beruhen zu lassen, war es schon fast zwei Uhr nachts. Sie brauchte dringend Schlaf. Ihre Schwester kam genau zum richtigen Zeitpunkt in ihr Zimmer. „Wollte dich gerade rufen. Gut, dass du so eine Nachteule bist.“

„Nicht vergessen, sämtliche Pillen schlucken.“ Sie wies auf die Packung und half dann Lore aus ihrem Rollstuhl ins Bett.

Ein „Wenn sie wenigstens mal helfen würden“ konnte sich Lore trotzdem nicht verkneifen.

Das Einzige, was half, war Jane. Wenn auch momentan nur in ihrer Traumwelt.

Und so erträume ich mir deinen Körper an die Grenzen meiner Haut, wohligh seufzend der Tiefe unserer inneren Geheimnisse ergeben. Und hinter deiner Unzulänglichkeit finde ich meine Ehrlichkeit und liebe sie, vollkommen.

Tags darauf ignorierte Lore gegen 14 Uhr ihre Kopfschmerzen

und steuerte als Leo zuerst seine Wohnung an. Sie war nur über eine Treppe, die alle Würfel im Hügel verband, erreichbar. Natürlich war sie noch leer, aber: was für ein Blick! Geradeaus schaute man auf die Häuser von *Virtual City*, und etwas weiter rechts sah man durch ein anderes Panoramafenster das Meer. Sogar ein Möwenschiss war an einer der Scheiben gerendert. Stille, das musste man den Entwicklern lassen. Mit dem Erstaufrufen der Wohnung waren seine neuen *Special Features* freigeschaltet. Eins davon war Beamen. Das hieß, er musste nicht mehr ewig durch die City latschen oder teure Taxen nehmen, wenn er irgendwohin wollte. Das war praktisch, denn Leo durfte keine Zeit verschwenden, er musste diese goldene Gestalt finden. So stand er in drei Sekunden wieder vorm *Rappers Daylight* und eine weitere später drin. Er lief direkt zur Bar.

Auf dem Schild des Barkeepers stand Nico. Mist! Wo war F.?

„Was darf es sein?“

„Ich suche F!“

„F? Ist das ein Getränk? Habe ich nicht in der Karte.“

Natürlich nicht.

„Kennst du eine Gestalt mit goldenem Gesicht?“

„Gestalten zeigen ihr Gesicht nicht, das verhindern die Kapuzen.“ Auch das war nichts Neues für Leo. Blieb ihm also nichts weiter übrig, als jede Kuttentype anzusprechen. Also los.

„Entschuldigung, sind Sie der mit den Crazy Frogs?“

„Den was? Laber mich nicht voll, Mann.“ Er hielt seine Feder in Drohgebärde, wohl ein eingestellter Move. Der nächste bitte.

„Hallo, ich bin Leo, darf ich dich was fragen?“

Die Kuttentype drehte sich langsam um. „Mach’s nicht so spannend, Kleiner. Willst du wissen, was unter der Kutte ist?“ Die Gestalt lachte.

„Äh, nee. Hast du hier ein Lieblingsgetränk?“

Angestrengt schaute Leo nicht auf die Federgravur.

„Bier. Wieso?“

„Ach, nix für ungut.“

Nach unzähligen weiteren Gestalten gab er es vorerst auf. Enttäuscht setzte er sich an den Bühnenrand. Von dort hatte man einen guten Überblick. Und da es um diese Tageszeit noch keine Livemusik gab, störte er auch keinen.

Sobald eine neue Gestalt den Club betrat, würde er das mitbekommen.

Endlich Zeit, um unendlich zu sein. Hier noch etwas Glück und dann los! Mit Wonne würde ich deinen Duft schmecken, deine Haare würden mein Herz kitzeln. Du, an die ich so sehr glaube. Du schöner, schöner Stern. Große Dinge liegen vor dir, und ich weiß, du kriegst das alles hin. Du kriegst mich.

„Durst?“, fragte plötzlich jemand in Leos Gedanken und eine goldene Hand hielt ihm einen *Crazy Frog* hin. Automatisch nahm er ihn an. Vergiften ging virtuell nicht, einer der Vorteile des Gamings. „Du bist die Gestalt von gestern.“

„Genau die. Ich hörte, du suchst nach mir?“

„Wie kannst du das wissen?“

„Nun, nachdem über zehn der Gestalten-Brüder meinen In-Game-Messenger zuballerten, dachte ich mir, ich schau mal, was du möchtest. Okay, ich kann es mir denken.“ Die Kuttentype nahm einen Schluck aus seinem Cocktailglas.

Leo hielt sich einfach nur an seinem fest. „Und?“

„Was und?“

„Wieso soll ich ... wie sagtest du so schön, die Hände von Jane lassen? Ach, warte. Lass mich raten: Sie ist deine reale Freundin! Deswegen sind deine Hände als einzige aus Gold, sie steht drauf.“

Nun verschluckte sich die Gestalt vor Lachen beinahe.

Leo klopfte ihr auf den Rücken. „Geht’s wieder? Wusste gar nicht, dass man sich virtuell verschlucken kann.“

„Oh, dieses *Special Feature* gibt’s noch nicht so lang. Wir Entwickler arbeiten durchaus ernsthaft

an einer gewissen Lebensechtigkeit.“

„Du arbeitest fürs Spiel? Etwa alle Gestalten?“

„Ja, wir testen unsere Programme, und für das ein eine oder andere gab es an der realen Universität schon mal einen Abschluss im IT-Lehrstuhl. Ich arbeite gerade an meiner Masterthesis.“

„Ernsthaft?“

„Jup. Habe F. entwickelt, der die Special Drinks macht, für meinen

Bachelor-Abschluss.

Und ... für den Master kreierte ich J.A.N.E., du kennst sie als Jane.“

Leo ließ seinen Drink fallen. „Wow, noch ein *Special Feature!*“ Dann drang das, was die Gestalt gesagt hatte, langsam in seinen Verstand.

„Jane ist ein ... ein Programm?“
Meine Geschichten für dich ... und unsere Geschichte, sie gilt nicht mehr? Wem gehören diese Worte, mir oder dir? Bin ich ein Dieb, wenn

ich sie behalten möchte? Alles erinnert mich an dich. An die Momente mit dir: die vergangenen, die bleibenden und die, die nie sein werden.

„J.A.N.E. steht ursprünglich für *Java Applet Network Exchanger*, aber mittlerweile ist sie weitaus mehr als das. Es tut mir sehr leid. Ich wollte dir auch nicht drohen, ich merkte nur, dass du dabei bist, dich in sie zu verlieben. Einerseits spricht das für den Entwickler, aber andererseits ... war das so nicht geplant. Und ich dachte, der Baklava-(Programm-)Hinweis würde reichen, aber meine Kollegen meinten, wenn du kein IT-Mensch bist, war das zu subtil.“

„Aber sie war so echt, ihre Antworten ... “

„Naja, sie hat gerade im sprachlichen Sektor ihre Schwächen, besonders als es im Separee poetisch wurde, hat sie nichts mehr verstanden zum Beispiel und konnte nicht adäquat reagieren. Generell hat sie mit Emotionen so ihre Probleme. Ich saß dann ungefähr so vor dem PC.“



Vor Leos Augen ging ein Menü-Bildschirm auf. Dort sah er sich selbst und Jane im Separee, über ihm eine Sprechblase, weil er gerade das mit der Wohnung sagte, und in einem kleineren Bildschirm oben links das zerknirschte Gesicht einer Frau. Einer vertrauten Frau. Die Entwicklerin musste Janes Optik nach ihrem Vorbild gestaltet haben.

Herzklopfen.

Du nimmst meine Hand aus deinen Haaren und wischst meine Worte weg, wie von einer alten Schiefertafel. Ich denke an deine Blicke, und ich weine mit dem Regen. Aber da hinten bricht die Wolkendecke auf, bringt süße Sehnsucht.

Leo fühlte sich gezwungen, etwas dazu zu sagen. Es klang nach Vorwurf, obwohl er das gar nicht wollte. „Du hast also die Leitung mutwillig unterbrochen.“

„Ich war mir nicht sicher, was ich sonst tun sollte. Meine Möglichkeiten einzugreifen sind noch zu beschränkt. Hinterher tat’s mir

leid, deswegen kam Jane zurück. Deine Geschenke für sie bekommst du natürlich alle wieder. Aber ich wollte Lebensechtheit simulieren, dazu gehört auch, Geschenke anzunehmen und zu tragen und so weiter.“

„Verstehe.“ Leo musste das erst mal alles verdauen.

„Wenn es dich interessiert, können wir uns wirklich real mal zusammensetzen und ich erkläre dir meine Arbeit. Du kannst auch gern alles aufschreiben, was dir komisch vorkam, dann kann ich es verbessern – oder es in meine Abschlussarbeit aufnehmen. Lade dich gern auf ein Getränk deiner Wahl ein. Du bist doch auch in der Hauptstadt.“

Herzklopfen.

Der Stern der Hoffnung glimmt noch. Schnell schreibe ich neue Worte auf deinen Hals, deine Füße, schütte alles aus, was mich bewegt. Die erste, zarte Melodie klingt noch leise in meinem Herzen. Vielleicht berührt sie dich? Vielleicht hüte ich sie wie ein Geheimnis.

„Woher weißt du das?“

„Hast du bei der Anmeldung angegeben. Freiwillig.“

„Oh! Weil wir gerade bei der Wahrheit sind ... ich bin kein Mann.“

„Habe ich mir schon gedacht. Ein Mann hätte sich in bestimmten Situationen anders verhalten. Also ich meine, du hättest natürlich auch männlich mit vielen weiblichen Anteilen sein können. Oder so.“

Leo grinste, sagte aber lieber nichts darauf.

Die Entwicklerin sprach einfach weiter. „Ich wollte nicht, dass das passiert. Ich dachte, du spielst gern mit Jane. Also als Freunde-Team. Nur ... als die Sache mit der Wohnung war ... und das, was du über die unvollständigen Tage gesagt hast ...“

„Ach, schon gut.“ Leo erhob sich. „Warte. Das war sehr schön, was du da gesagt hast. Und ich weiß, dass Grandmaster Steel kein einfacher Geschäftspartner für Wohnungen ist. Du musst also ein Vermögen für die Lage im Zuckerhügel ausgegeben haben.“

Das kommt natürlich dem Game zugute und allen Entwicklern. Aber mir ist bewusst, dass Hoffnungen dranhingen. Ich schick dir meine Gestalt-ID, dann findest du mich leichter wieder. Überlege es dir mit dem Treffen.“

„Mal sehen. Danke für die Infos jedenfalls.“

Lore loggte sich aus und legte ihre Virtual-Reality-Brille weg. Was sollte sie von alledem nur halten? Erst wurde sie monatelang verarscht, und dann sollte sie auch noch bei einer Abschlussarbeit helfen. Andererseits war Lore selbst auch nicht ganz ehrlich gewesen und hatte sich einem Traum hingegeben, der gar nicht wahr werden konnte. Weil sie nicht Leo war.

Vielleicht sollte sie das Spiel löschen.

Andererseits war ein Treffen mit Jane-wer-auch-immer-dahinter-steckte reizvoll. Schließlich hatte Lore eine Menge Fragen zu den Federn der Gestalten mit den

Gravuren, die man nicht lesen durfte, und dem angeblichen Portal in die Hölle, welches es im *Rappers Daylight* geben sollte.

Jetzt musste sie allerdings erst mal den Schock verdauen, dass sie sich in ein Programm verliebt hatte. Wie war das überhaupt möglich? Sie hätte es doch als Sprachwissenschaftlerin merken müssen. Ähnliche Antworten von Jane oder derselbe Stil, ähnliche Fragen oder gar keine. Na gut, Lores Studium war schon eine Weile beendet.

Wenn sie es nur jemandem erzählen könnte. Für ihre Schwester wäre das wohl ein Triumph à la „Hab's dir ja gleich gesagt.“ Wobei sie sicher nicht davon ausgegangen war, dass es sich um ein Programm handelte. Wer könnte von so etwas ausgehen?

Wütend schlug sich Lore mit der rechten Faust auf eines der gelähmten Beine. Wieder und wieder. Das Bein konnte zwar nichts dafür, aber irgendwie musste sie diese ganzen Gefühle loswerden. Schreien wäre aufgefallen.

Schließlich setzte Lore ihre Virtual-Reality-Brille doch wieder auf, nachdem sie sich beruhigt hatte, und lief als Leo ziellos durch *Virtual City*.

Er hatte das lange nicht mehr getan, weil meistens andere Aufgaben zu erledigen waren. Die Stadt hatte sich verändert. Hier und da eine Palme, es gab jetzt einen Supermarkt und sogar eine virtuelle Akademie. An einer Ampelkreuzung sah Leo einen Obdachlosen. Er ging näher hinan.

„Wesenswandler, weiche!“, rief der Mann.

Leo drehte sich irritiert um. Es war kein anderer da. „Meinst du mich?“

„Hast du mal in den Spiegel geschaut?“

Der Obdachlose drückte sich ängstlich gegen die Wand.

„Nein, in der neuen Wohnung existiert noch kein Mobiliar.“ Als Leo an sich hinabschaute, fiel es ihm auf. Seine Hände schimmerten leicht golden.

„Meinst du das?“

Da sprang der Mann auf und rannte weg. Seinen Schlafsack und die wenigen anderen Utensilien hatte er einfach zurückgelassen.

Wesenswandler ... Gold. Das ergab doch keinen Sinn.

In dem Moment gab es eine Message vor Leo mitten auf dem generierten Stadtviertel: Neue Message von User *Gestalt Xi*, bitte begib dich zu einem Briefkasten.

Zufällig war ein öffentlicher Briefkasten auf der anderen Seite der Straße. Leo berührte ihn.

// Posteingang *Gestalt Xi*

„Hi, hier ist meine ID. Ich sehe, dass du online bist, aber nicht, wo. Erst wenn du meine parallel eintrudelnde Freundschaftsanfrage annimmst. Habe deinem Charakter während unseres Gesprächs gestern noch etwas geschenkt. Für alles, was du für Jane getan hast. Es gibt allerdings Individuen, die nun vor dir wegrennen werden. Dafür kannst du gefahrlos alle Federgravuren lesen, *Crazy Frog* kos-

tenlos trinken, - wenn du willst - Raptexte erstellen lassen für das *Daylight*. Ich schau mir gern deine Performance an. Es gibt noch weitere Features, wirst du noch herausfinden. Bis bald.“ //

Anscheinend tut es ihr wirklich leid, wie alles gelaufen ist, dachte Leo und nahm die Freundschaftseinladung an. Dann beamtete er sich in den Club und las die erste Federgravur.

„Ein Traum hängt zwischen den Sternen der Nacht. Leise wird er sich erfüllen, in sattem Grün, wie die Hoffnung.“ Was sollte das bedeuten?

Leo schüttelte den Kopf und las die nächste.

„Die Zeit ist voller Illusionen. Wer sich hingibt, verliert.“

Leo lächelte.

Ein paar Tage danach saß Lore bei ihrem Lieblingsgriechen und wartete auf Jane-wer-auch-immer.

Sie machte sich Gedanken, denn sie hatte es nicht fertiggebracht, ihr von der Lähmung zu erzäh-

len, aber vielleicht war das auch gar nicht so wichtig. Irgendwie schien sie trotz allem sympathisch zu sein, und das reichte Lore. Wobei es natürlich schon ein großes Ding für sie war. Ihre Schwester hatte sie hingbracht, war jedoch nicht übermäßig begeistert. „Ruf sofort an, wenn was ist. Und wenn du dich nur unwohl fühlst.“ Dieser Satz klang Lore noch in den Ohren, als Jane an den Tisch kam.

Sie lächelte Lore an. Mit einem Lächeln, das nicht aufgesetzt wirkte, sondern ehrlich. „Hi, ich bin Cassandra.“ Sie streckte ihr eine Hand hin.

„Hi, ich heiße Lore.“ Lore holte ihren vorbereiteten Zettel hervor. Während sich Cassandra setzte, erklärte sie: „Mein Name ist für mich auch ein Akronym. L wie Love, O wie Over, R wie Rainy und E wie Edit. Love over rainy edits.“

Cassandra stellte ihre Tasche unter dem Tisch auf den Boden. „Liebe über regnerische Änderungen? Was bedeutet das?“

„Es ist ein bisschen poetisch, sozusagen mein Lebensmotto: etwas mit Liebe überschütten, obwohl es schwerfällt.“ Dabei schaute sie auf ihren Rollstuhl.

„Also so in etwa wie: nicht aufgeben.“ Interessiert schaute sie auf Lore und den Zettel in ihren Händen.

„Genau! Der Regen steht poetisch für Tränen. Weil ... ohne geht's nicht.“

„Und du hast ein Gedicht dabei!“ Sie legte beide Hände an ihr Gesicht und stützte sich mit den Ellenbogen auf dem Tisch auf.

Lore nickte und las: „Regen prasselt an meine Scheibe, gibt mir fade Sicherheit, er wird immer da sein, perlt wie der Sekt in deinem Glas.

Ich vergehe in seinem Duft, der Duft in deinem Glas, er riecht nach Leben, nach Liebe.

Farben in mir brechen heraus, in Grün und Blau und Rot und Gelb und Lila.

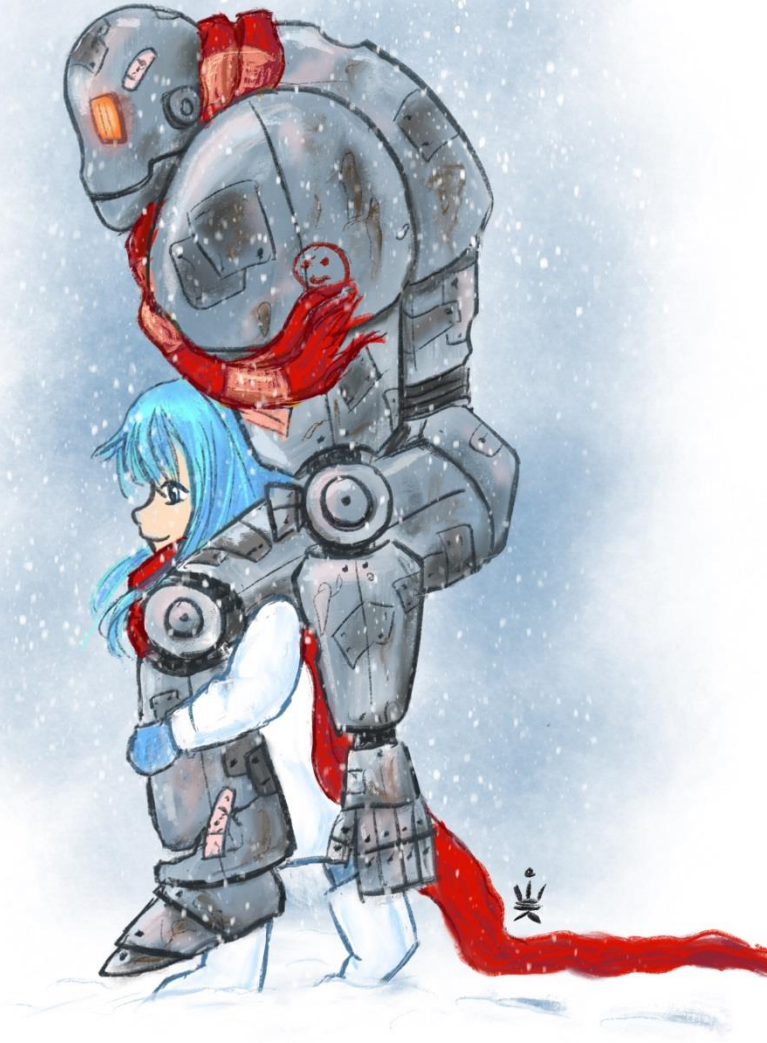
Alles fließt.“ Schnell steckte sie den Zettel ein.

Ein Kellner trat an den Tisch. „Die Speisekarte, meine Damen!“

Als er sich wieder entfernt hatte, sagte Cassandra: „Wahnsinn, die Worte lösen etwas in mir aus. Du bist echt talentiert!“ Sie kicherte. Lore auch. Und sie fühlte sich so wohl, dass sie ihr Handy ausschaltete.

Ein anderes Gestern, ein anderes Heute, und das Morgen – unvorhersagbar.

June Is findet ihr auf Twitter: [@ypical_writer](#)



Der Tod und die Tänzerin

Eine Kurzgeschichte von Alessandra Reß

Langsam schritt der Tod über das Schlachtfeld, das erfüllt war vom wütenden Gebrüll Kämpfer und vom schmerz erfüllten Wimmern der Sterbenden und Verletzten. Es waren Geräusche, die den Tod hätten erfreuen sollen, doch so sehr er auch nach dem Gefühl der Befriedigung in sich suchte, er konnte es nicht mehr finden. Vor einigen Jahrzehnten, als der Verfall der Welt begonnen hatte, ja, da war er vor lauter Enthusiasmus geradezu über die Schlachtfelder gehüpft. Inzwischen aber war ihm selbst der alltägliche Spaziergang über diese langweilig geworden. Es gab einfach keine Herausforderungen mehr im Leben des

Tods. Überall herrschte Krieg. Gerade erst hatte Feonan von den Saphirlanden Gregor Bestagai, dem Herrscher von Viopolis, den Krieg erklärt – und das nur zwei Wochen nachdem er den Bürgerkrieg im Land für sich entschieden hatte!

Der Tod fragte sich, wo Feonan eigentlich noch genug Kämpfer herbekam. Aber wahrscheinlich hatte Gregor einfach ebenso wenige Krieger zur Verfügung, immerhin war sein Hauptheer vor einem halben Jahr von der Zwergenkönigin Xiverne zer schlagen worden, und die meisten Bewohner von Viopolis hatte auch noch eine Seuche dahingerafft. Insofern war die Frage e-

her, was Feonan mit dem halbtoten Stadtstaat wollte.

Ein Seufzen entfuhr dem Tod. Bald würde es keine Menschen und andere Humanoiden mehr geben, die sich bekriegen konnten. Bis dahin aber taten sie alles, um einander das Leben drastisch zu verkürzen.

Es war so unsportlich geworden, auf Seelenjagd zu gehen! Okay, zugegeben: Früher war der Tod auch unzufrieden gewesen, wenn der Frühling sehr fruchtbar daher kam und die Herrscher plötzlich Friedensverträge schlossen und all so ein sentimentales Zeug. Aber ach, was waren das für Glücksgefühle gewesen, wenn es ihm dennoch

gelang, in solchen Zeiten neue Bewohner für die Unterwelt zu finden!

Mit einem nostalgischen Lächeln auf den verfaulten Lippen erinnerte sich der Tod, wie viel Spaß es ihm bereitet hatte, mit den gewonnenen Seelen, den Kriegserklärungen, den neu ausgebrochenen Seuchen und verursachten Gräueltaten vor seiner Schwester zu prahlen. Sie hatte ihm dann meist die Zunge ausgestreckt zwischen all ihren Pirouetten und Luftsprüngen, mit denen sie versuchte, gegen die Auswüchse ihres Bruders anzugehen.

Andersherum war es irgendwie auch ganz unterhaltsam gewesen, wenn seine Schwester beim Tod angetanzt kam und ihm von den neuesten Taten irgendwelcher nerviger Helden erzählte. Wie sehr es ihn jedes Mal ärgerte, wenn einer dieser aufgeblasenen Muskelprotze es schon wieder geschafft hatte, den Plan eines irren Bösewichts zu vereiteln, der kurz davor gewesen

war, ein ganzes Land in Schutt und Asche zu legen!

Ja, es war dieser freundschaftliche Wettbewerb, diese Herausforderung, gewesen, die der Tod geschätzt hatte. Doch das war nun vorbei. Das Leben hatte aufgehört zu tanzen, und alles, was geblieben war, war der stille, unbewegte Tod.

Dessen Personifikation hatte sich inzwischen einem der gegnerischen Lager genähert. Wenn er sich recht erinnerte, war es das des Königs von Narmunde, der sich da draußen eine Schlacht gegen die Aufständischen um Alahar Gandas lieferte. In der Hoffnung, der Anblick werde ihn aus seinen finsternen Gedanken reißen, betrat der Tod ein Lazarett-Zelt, wohl wissend, dass die meisten der Verletzten hier die nächste Nacht nicht überstehen würden.

Nahe dem Eingang wehklagte eine Frau über dem Körper eines frisch Verstorbenen. „Hat Rea uns denn ganz verlassen?“, rief sie und reckte die Hände zur

Zeltdecke. „Kümmern wir sie nicht mehr?“

Deprimiert wandte der Tod den Blick ab. Diesen Besuch hätte er sich sparen sollen. Verlassen hatte Rea die Welt tatsächlich. Hatte keine Lust mehr gehabt, ewig für sie zu tanzen und so wenig Dankbarkeit zurückzubekommen. Langsam aber war es nach Meinung des Tods an der Zeit, dass sie zurückkehrte. Dass sie sich wieder kümmerte.

Entschlossen schritt er aus dem Zelt heraus und machte sich auf, seine Schwester zu besuchen.

In der Mitte der Welt befand sich seit Anbeginn der Zeit der Baum des Lebens. Und hier lebte das Leben selbst, die Göttin, welche die Menschen Rea nannten, die Zwerge Retea, die Wassermenschen Revele und die Elfen mit ihrer komplizierten Ausdrucksweise Resianoranitheryathorí.

Der Tod hatte nie verstanden, weshalb die Sterblichen ihr kurzes Leben mit solch langen Wörtern vergeudeteten. Bis jetzt hatte

er nicht die Muße aufgebracht, seinen eigenen Elfenamen auswendig zu lernen, der etwa fünf Mal so lang war wie der seiner Schwester. Er hatte mit seiner Zeit wirklich Besseres anzufangen.

Daher hatte er sich auch angewöhnt, seine Schwester ebenfalls Rea zu nennen. Und diese Rea also lebte auf einem Baum. Früher, bevor sie sich aus der Welt zurückgezogen hatte, war sie hier Tag und Nacht über die Äste getanz. Inzwischen saß sie aber meist nur noch auf den höchsten Wipfeln, wo sie trübsinnig dem Sterben der Welt zusah, dem Produkt ihrer Rache.

Auch heute saß sie dort oben über den Wolken, als der Tod sie besuchte. Ein paar Dryaden saßen um sie herum, aber auch sie wirkten alles andere als glücklich.

„Einen wunderschönen guten Tag, liebe Schwester“, begrüßte der Tod sie und breitete die knöchigen Arme aus.

Rea warf ihm einen finsternen Blick zu und antwortete nicht.

„Ach, Rea.“ Ihr Bruder seufzte. „Wo sind die Zeiten, da du wie ein Wasserfall geredet hast, während ich der Genervte war?“

Die Antwort bestand aus einem Schulterzucken.

Der Tod schmolte. „Mir ist langweilig. Es macht keinen Spaß mehr, den Menschen zuzusehen, wie sie sich gegenseitig umbringen. Mir fehlt die Abwechslung.“

Es kostete ihn einige Überwindung, das Folgende zu sagen, aber nach einem tiefen Atemzug bat er seine Schwester: „Bitte fang wieder an zu tanzen, Rea. Lass uns wieder spielen. Ohne dich macht es keinen Spaß.“

In die Dryaden, die den Tod bisher nur missmutig betrachtet hatten, kam bei diesen Worten Leben. Sie setzten sich aufrechter hin, warfen einander aufgeregte Blicke zu und schauten zu Rea. Die ließ sich Zeit mit ihrer Antwort.

„Du wolltest doch immer gewinnen“, meinte sie dann und ihre Stimme klang rau, so selten sprach sie in letzter Zeit. „Jetzt bist du der Sieger.“

„Zum Gewinnen braucht es auch einen Verlierer“, widersprach der Tod. „Aber im Moment gibt es nur mich und eine Spielerin, die sich zu würfeln weigert.“

Erneut zuckte Rea mit den Schultern. „Das ist dein Problem.“

„Ach komm schon“, sagte der Tod mit aufforderndem Tonfall, raffte seinen langen schwarzen Mantel hoch und setzte sich neben seine Schwester, sodass seine Beine über der Welt baumelten. „Du kannst doch nicht ewig nur hier herumsitzen. Wann willst du endlich zurückkehren?“

„Wenn die Menschen und all die anderen Lebewesen da unten gelernt haben, miteinander zu leben“, gab Rea zurück und warf der Welt unter ihr einen finsternen Blick zu.

„Realein, Realein.“ Der Tod schüttelte den Kopf.

„So funktionieren sie eben nicht. Unsere Eltern haben sie erschaffen, uns Spielzeuge zu sein, aber du kannst nicht erwarten, dass sie auch noch funktionieren, wenn du sie jahrelang nur im Regal verstauben lässt.“

„Aber das ist nicht richtig“, entgegnete Rea, und nun klang ihre Stimme ein wenig fester. Zugleich stahl sich jedoch ein Hauch von Verzweiflung hinein. „Sie sind doch ausgestattet mit einem Gehirn und Intelligenz und so. Warum denken sie nicht einfach mal selbst nach, ehe sie jemandem die Kehle durchschneiden? Warum fällt ihnen erst ein, dass man Probleme auch anders lösen kann, wenn ich ihnen etwas vortanze?“

„Na ja“, sagte der Tod langsam. „Es ist, glaube ich, nicht, dass sie nicht nachdenken. Sie entscheiden aber selbst, auf welche Art sie einander Gutes oder Schlechtes antun wollen. Wir müssen dafür sorgen, dass sie überhaupt eine Wahl haben. Wir müssen die Welt am Laufen halten. Es

geht nicht, dass wir einfach aufhören zu spielen!“

„Ich mag aber nicht mehr spielen“, flüsterte Rea und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ich will teilhaben!“

Die Dryaden guckten nur verwirrt, aber der Tod lächelte traurig und legte einen Arm um die Schultern seiner Schwester.

„Ich weiß, Göttin zu sein, ist manchmal eine blöde Aufgabe“, versuchte er sie zu trösten. „Aber das ist unsere Natur. So wie es die Natur der Wesen da unten ist, im Kreislauf von Leben und Tod ihre Existenz zu gestalten. Es tut mir wirklich leid, was mit Elian passiert ist. Aber du kannst nun mal nicht einfach so deine Bestimmung aufgeben.“

Wütend löste Rea sich aus der Umarmung ihres Bruders und stand auf. „Willst du mir jetzt etwa die Schuld an seinem Tod geben?“

„Nun“, sagte der Tod. Es gefiel ihm nicht, seine Schwester so aufzuwühlen, aber es gab Sachen, die einfach mal gesagt

werden mussten. „Tatsache ist, dass Asianna von Velenor wahrscheinlich niemals auf die Idee gekommen wäre, alle Elfen im Land zu töten, wenn du nicht aufgehört hättest zu tanzen. Schau mich nicht so an“, rief er, als seine Schwester ihn mit vor Zorn blitzenden Augen ansah. „Du weißt, dass es so ist. Bitte, ich sage ja gar nicht, dass du dich nicht mal in einen Elf verlieben und ein bisschen Spaß haben darfst – aber doch bitte nicht zweihundert Jahre lang! Du kannst nicht erwarten, dass die Welt weiter ihren gewohnten Gang geht, während das Leben Ferien macht. Schon gar nicht, wenn die Konkurrenz weiter brav ihrer Pflicht nachgeht.“ Er zeigte auf sich und grinste.

Das Grinsen verging ihm jedoch, als er Reas Blick sah. Einen Moment lang befürchtete er, sie werde ihn schlagen, doch sie sagte nur mit knirschenden Zähnen: „Das hat mir jedenfalls gezeigt, dass die Welt ein ganz und gar undankbarer Ort ist! Äonen

von Jahren habe ich für sie getanzt, und wofür? Dafür, dass jene, die ich zeitlebens geschützt habe, meinen Geliebten umbringen! Oh, ich hätte Asianna ... ich hätte sie ...“

Offenbar fehlten Rea die Worte, und ihr Bruder nutzte den Moment, um selbst zu Wort zu kommen. „Sie zu bestrafen, lag nicht in deiner Natur, aber keine Sorge, ich habe dafür gesorgt, dass ihr Tod ... nicht gerade der angenehmste seiner Art war. Aber Rea, willst du denn all diese Lebewesen nun so lange dafür bezahlen lassen, bis keines mehr von ihnen übrig ist?“

„Ich lasse sie so lange bezahlen, bis sie auch von selbst lernen, das Leben zu schätzen!“, rief seine Schwester.

„Aber das tun sie doch“, entgegnete der Tod. „Rea, trotz all dieser Missetaten wirst du überall auch solche finden, die versuchen, in diesen schrecklichen Zeiten das Leben zu ehren, und dafür bereit sind, alles zu geben.“

„Ha!“ Rea lachte sarkastisch auf. „Vor allem sind sie bereit, ihr Leben zu geben!“

Der Tod nickte.

„Ganz recht. Doch sie tun das, um anderen wiederum das Leben zu retten.“

„Unsinn. Undankbar sind sie alle, selbstsüchtig, machtverliebt. Keiner ist bereit, das Leben zu ehren, nun, da ich nicht mehr auf sie aufpasse.“

„Wenn sie dich nicht mehr ehren, hast du dir das selbst zuzuschreiben. Immerhin hast du nicht viel für sie getan in den letzten vierhundert Jahren.“

Mit einem wütenden Aufschrei drehte Rea sich bei den Worten ihres Bruders um und lief über die Äste davon, doch der rief ihr hinterher: „Das Leben selbst aber, den Zustand, den ehren und schätzen sie! Und das werde ich dir beweisen!“

Und an die Dryaden gewandt, die ihm vorwurfsvolle Blicke zuwarfen, ergänzte er: „Und euch werde ich es auch beweisen!“

Also machte der Tod sich wieder auf in die Welt. Dieses Mal war es nicht sein Ziel, Seelen zu sammeln. Obwohl er gerade erst angebaut hatte, war die Unterwelt schon wieder bis zum Bersen gefüllt.

Stattdessen suchte der Tod nach Geschichten, wahren Geschichten, die seiner Schwester zeigen sollten, dass die Menschen das Leben weiterhin ehrten.

Es dauerte nicht lange, da entdeckte er auf einem Feldweg zwei junge Männer. Der eine war verletzt, er hinkte und hielt sich die Seite und musste vom anderen gestützt werden.

Der Tod landete auf dem Weg und zeigte sich den beiden in all seiner knöchernen Pracht.

„Daros!“, keuchte der Verletzte, den Tod bei seinem Menschennamen nennend.

„Jepp“, entgegnete dieser. „Der bin ich. Ich grüße euch.“ Er deutete eine Verbeugung an.

„Bist du hier, um mich mitzunehmen?“, flüsterte der Verletzte und blickte ihn an mit Augen, in

denen Ehrfurcht und Angst um die Vorherrschaft kämpften.

Der Tod zuckte mit den Schultern. „Das kommt auf euch an.“

„Lass ihn in Frieden!“, rief da der Unverletzte, setzte seinen Freund behutsam ab und ging auf den Tod zu. „Nimm mich an seiner Stelle!“

„Hm, so läuft das eigentlich nicht“, meinte der Tod nachdenklich, wurde aber unterbrochen vom Verletzten, der keuchend aufzustehen versuchte und dabei schrie: „Nein, Landorn, bleib zurück! Ich bin ohnehin verletzt, ich ...“

„Aber nicht tödlich“, unterbrach ihn der Mann namens Landorn mit knirschenden Zähnen. „Du wirst noch einige schöne Jahre haben, dafür sorg ich!“

„Das kannst du aber nicht mehr, wenn der Tod dich holt“, entgegnete der Verletzte und der Tod musste ihm Beifall zollen, dass er bei seinen Schmerzen noch so klar denken konnte.

„Ich glaube“, sagte der Tod, ehe Landorn etwas erwidern konnte,

„mit euch kann ich arbeiten.“ Und er nahm den Moment, sog ihn in sich auf und konservierte ihn, um ihn später seiner Schwester zu zeigen. Dann verließ er die verdutzten Männer und machte sich auf die Suche nach mehr Geschichten. Zwei Freunde, die sich darum stritten, wer als Erstes sterben durfte, würden Rea vermutlich nicht ausreichen.

Er flog über Schlachtfelder und von Kriegen und Krankheiten verwüstete Länder. Lange sah er nichts als Leid und Verzweiflung. Irgendwann jedoch erregte eine seltsame Schar an einem Waldrand seine Aufmerksamkeit. Einige Zwergenkinder saßen da, dicht gedrängt unter einem Busch, sodass man schon die Augen des Todes haben musste, um sie zu erkennen. Nicht weit von ihnen unterhielten sich zwei Menschenfrauen im energischen Flüsterton miteinander.

Der Tod landete neben den Frauen, zeigte sich dieses Mal aber

nicht. „König Paroban wird sie alle umbringen, wenn wir sie nicht in Sicherheit bringen!“, sagte die größere von beiden gerade mit eindringlicher Stimme.

„Und uns wird er umbringen, wenn er mitbekommt, dass wir sie versteckt haben!“, entgegnete die andere mit vor Angst bebender Stimme.

„Willst du sie etwa einfach hier am Waldesrand lassen? Hilflös und nur bedeckt von ein paar Pflanzen?“

Unter dem strengen Blick ihrer Begleiterin druckste die Kleinere etwas herum. „Nein, natürlich nicht ... aber ... aber was sollen wir denn mit ihnen tun?“

„Du hast mir doch von den Höhlen erzählt, bei denen du dich immer mit Wiloni getroffen hast.“

Die Kleinere nickte. „Willst du sie dort hinbringen? Aber da kommen doch dauernd Verliebte hin“, gab sie zu bedenken.

Von der Blondin kam bei diesen Worten ein Schnauben. „Was für

Verliebte sollten dort denn hinkommen? Alle Männer kämpfen doch im Krieg! Außerdem hast du erzählt, es gebe dort unzählige kleinere Höhlen. Diese Zwergenkinder sind winzig. Sie können sich auf die Höhlen verteilen, die viel zu klein sind für ein Stelldichein!“

Ein wenig zögerte die Kleinere noch, aber dann nickte sie. „In Ordnung. Dann lass sie uns dorthin bringen.“

Und als die Frauen mit dem Mädchen und den Zwergenkindern tiefer in den Wald aufbrachen, fing der Tod auch diesen Moment ein.

So ging es weiter. Er entdeckte ein Dorf, das eine Gruppe von Deserteuren bei sich aufgenommen hatte, fand eine Magierin, die ein Gegenmittel für eine üble Seuche entwickelt hatte, obwohl die Betroffenen sie nicht bezahlen konnten. Überall entdeckte der Tod solche kleinen Taten, von denen er wusste, dass sie nicht in seinem Namen begangen

wurden. Als er meinte, genügend beisammen zu haben, kehrte er wieder zum Baum des Lebens zurück, wo Rea wie üblich trübsinnig mit ihren Dryaden hockte.

Ohne ein Wort zu sagen, setzte der Tod sich neben seine Schwester. Er ignorierte ihren misstrauischen Blick und holte die Geschichten hervor. Dann ließ er sie schweigend los, eine nach der anderen, um sie Rea vor Augen zu führen.

Er beobachtete seine Schwester, während sie sich seine Mitbringsel ansah. Oberflächlich blieb ihr Gesicht ausdruckslos, aber er meinte doch, in ihren Augen langsam den Schimmer von etwas zu sehen, das er bei ihr lange verloren geglaubt hatte.

Als die Geschichten geendet hatten, schwiegen die Geschwister eine Weile.

Schließlich sagte der Tod: „Siehst du. Dort draußen gibt es noch sehr viele, die nicht um der Macht oder der Rache willen dem Tod dienen. Sondern die

aus Mitleid, aus Freundschaft oder Liebe, aus moralischen Gründen oder Intuition auch dir dienen. Dem Leben.“

„Und was ist jetzt aus ihnen geworden?“, fragte Rea tonlos.

„Sind die Zwergenkinder inzwischen ermordet worden? Ist der Verletzte seinen Wunden erlegen? Das Dorf mit den Deserteuren niedergebrannt worden?“

Der Tod zuckte mit den Schultern. „Das weiß ich nicht“, sagte er ehrlich. „Aber wenn nicht, dann ist es nun an der Zeit für dich, ihnen zu helfen. Lass deine Getreuen nicht im Stich. Tanze für sie, auf dass die Sonne ihnen wieder scheine.“

„Also für die Sonne bin ich nun wirklich nicht verantwortlich“, grummelte Rea, und erstmals meinte der Tod, die Andeutung eines Lächelns bei ihr zu sehen.

„Los, Rea“, forderte er sie noch einmal mit weicher Stimme auf. „Diene nicht länger mir. Diene wieder dir selbst. Tanze!“

Sie zögerte. „Ich weiß nicht, ob ich das noch kann.“

„Du hast Jahrtausende nichts anderes gemacht“, meinte der Tod schmunzelnd. „Ich glaube nicht, dass man das dann in vierhundert Jahren so einfach vergessen kann.“

Rea lächelte leicht und stand auf. „Sechshundert“, verbesserte sie ihn.

„Du vergisst die Zeit, die ich mit Elian verbracht habe.“ Versuchsweise machte sie einen Tanzschritt.

Der Krieger, der gerade die Zwergenkinder in der Höhle entdeckt hatte, zögerte, seine Kameraden zu rufen.

Ein weiterer Tanzschritt.

Unsicher blickte der Krieger in die großen, angsterfüllten Augen der Kinder.

Versuchsweise eine Pirouette.

Der Krieger legte den Zeigefinger auf die Lippen und rief seinen Kameraden zu: „Hier ist auch niemand!“

Unsicher tanzte Rea den Ast entlang, als die Dryaden ihr mit aufgeregten Ausrufen Platz machten.

An der Grenze der Saphirlande kam Feonan plötzlich der Gedanke, dass er Gregor Bestagai einen Waffenstillstand anbieten könnte. Was sollte er schon mit einer Stadt anfangen, deren Bevölkerung zum Großteil bereits tot und deren Mauern verseucht waren?

Der Tod sah zu, wie Rea ein paar Sprünge in ihren Tanz einbaute. *König Paroban, der gerade der Hinrichtung einiger Zwergenmänner beiwohnte, hob die Hand.*

Noch eine Pirouette.

Der Henker, der eben das Beil erhoben hatte, hielt inne und blickte seinen König fragend an.

Rea hörte auf zu tanzen.

„Los“, sagte der König, klang aber etwas unsicher und während Rea wieder begann, einen kleinen Steppentanz auf dem Ast zu vollführen, rief der König: „Nein, warte!“ Als der Henker generot das Beil losließ und Parobans Frau ihn verwirrt anschaute, murmelte er ihr zu: „Naja, die Zwerge brauen einen wirklich hervorragenden Schnaps ...“

Während Rea tanzte und tanzte und damit all die Höhen und

Tiefen des Lebens darstellte, beschlossen eine ganze Reihe von Herrschern aller Völker, dass es mal an der Zeit für ein paar Friedensverträge war. Mehrere Hinrichtungen wurden abgeblasen, hier und da sogar ein Gefangener entlassen.

Und auf dem Baum hoch über der Welt tanzte Rea mit den Dryaden über die Äste.

„Wohin willst du?“, rief sie ihrem Bruder zu, als sie sah, dass er sich daran machte, den Baum zu verlassen.

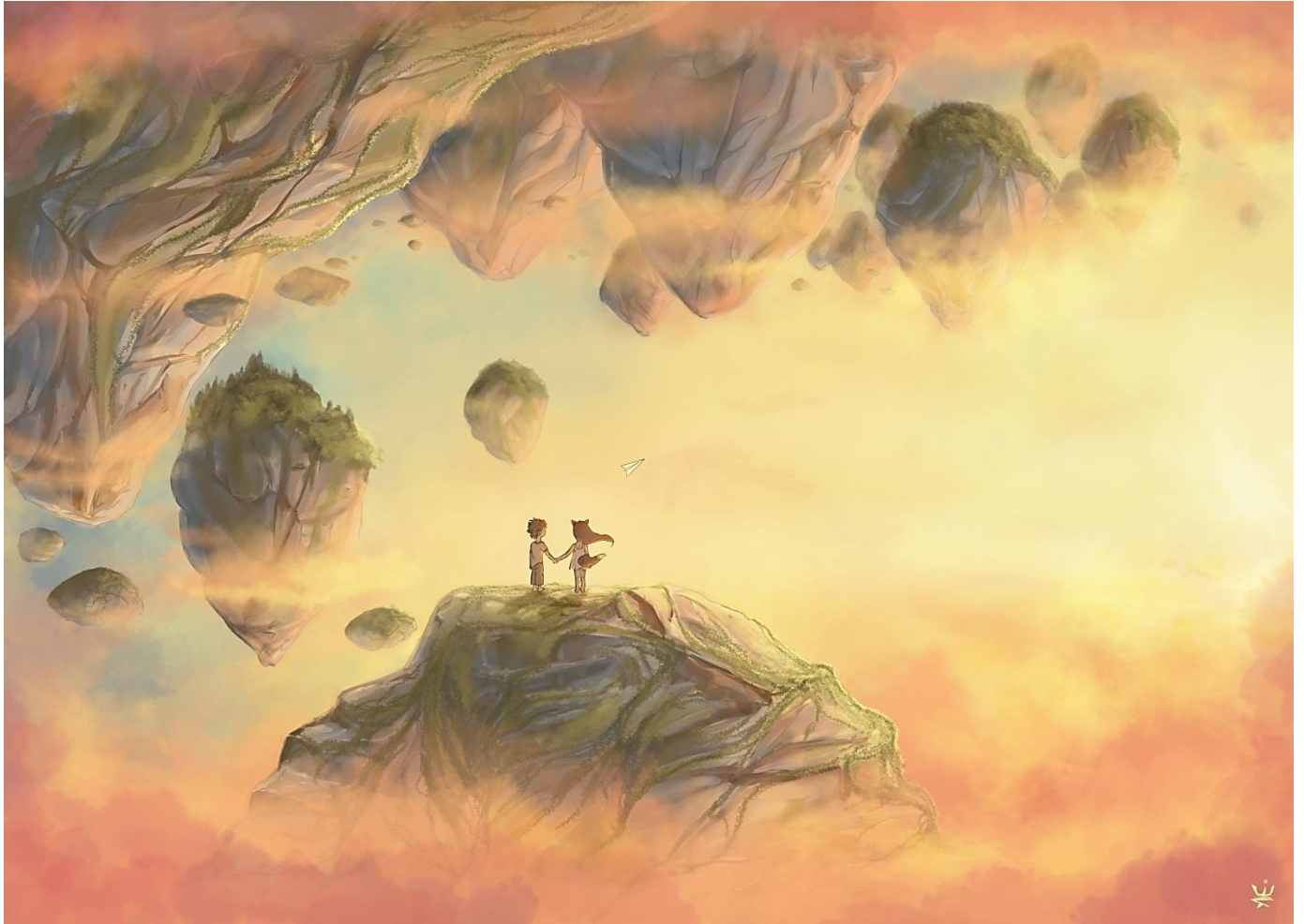
„Ich muss mir eine neue Seuche ausdenken“, gab er grinsend zurück. „Ich möchte wieder gewinnen!“

Rea streckte ihm die Zunge raus.

Mehr unter:

<https://fragmentansichten.com>

Diese Geschichte ist erstmals in der Anthologie *Tanz des Lebens* (Aeternica Verlag) erschienen.



Impressum

PHANTAST 24
„Hoffnung“
kostenlose PDF-Version
Erschienen im November 2020

PHANTAST ist das gemeinsame
Magazin der phantastischen
Internetportale literatopia und
fictionfantasy

www.literatopia.de
www.fictionfantasy.de

Herausgeberin dieser Ausgabe:
Judith Madera
Satz und Layout: Judith Madera
Lektorat: Rainer Skupsch

Das PHANTAST-Logo wurde
von Lena Braun entworfen

© 2020 Literatopia – Judith Madera,
Rüppurrer Straße 31, 76137
Karlsruhe

Mitarbeiter*innen dieser Ausgabe:
Eva Bergschneider, Thilo Corzilius,
Markus Drevermann, Swantje Nie-
mann, Almut Oetjen, Maria Schön-
berg, James A. Sullivan, Judith Ma-
dera

Bildquellen:
Esther Wagner: Cover und Seiten 2,
6, 14, 18, 28, 54, 66, 84, 92, 103,
119, 122, 144, 149, 158

<https://www.kirana.de>

Alle Bilder mit Creative-Commons-
Lizenzen sind direkt als solche ge-

kennzeichnet. Bitte die jeweilige
Lizenz beachten!

Alle Autorenfotos unterliegen dem
Copyright der jeweils darauf Abge-
bildeten, sofern nicht anders ge-
kennzeichnet. Alle Cover unterlie-
gen dem Copyright der entspre-
chenden Verlage bzw. der jeweili-
gen Künstler*innen.

Das Urheberrecht der einzelnen
Texte liegt bei den jeweiligen Au-
tor*innen. Nachdruck, Vervielfälti-
gung, Bearbeitung, Übersetzung,
Mikroverfilmung, Auswertung durch
Datenbanken und die Einspeiche-
rung und Verarbeitung in elektroni-
schen Systemen bedarf der aus-
drücklichen Genehmigung der Co-
pyrightinhaber*innen.

Kontakt zur PHANTAST-Redaktion

Literatopia	Judith Madera	www.literatopia.de	madera@literatopia.de
fictionfantasy	Rupert Schwarz	www.fictionfantasy.de	rupert.schwarz@gmx.de